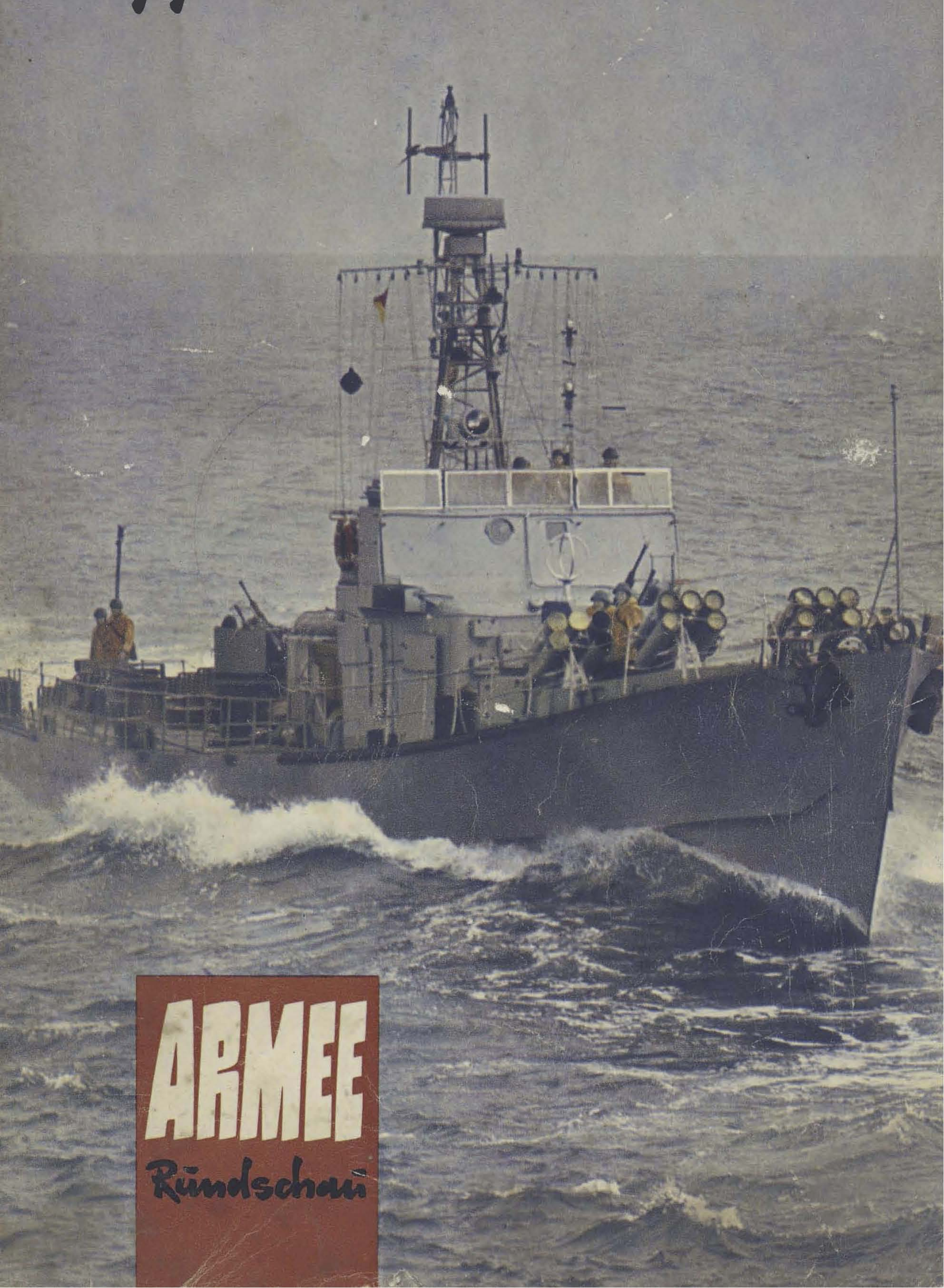
Magazin des Soldaten

HEFT 2 • FEBRUAR 1962 • PREIS DM 1,-





„Wir beabsichtigen nicht, irgend jemand zu überfallen, erklären aber gleichzeitig entschlossen, daß wir jeden Aggressor vernichten werden, der die Fackel eines Weltkrieges entzündet ... Die Streitkräfte der UdSSR waren noch nie so mächtig wie heute."

(Marschall R. J. Malinowski, Minister für Verteidigung der UdSSR)



Oberstleutnant Fritzlar

Kommandeur eines Truppenteils

Ist Waffenbrüderschaft nur Festtagssache?

„AR": Uns ist bekannt, Genosse Oberstleutnant, daß Sie mit Ihrem Truppenteil enge und auch persönliche Verbindungen zu Soldaten und Offizieren der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland haben. Es interessiert unsere Leser sehr, wie Sie in diesem Jahr die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee auf einer neuen, höheren Stufe festigen.

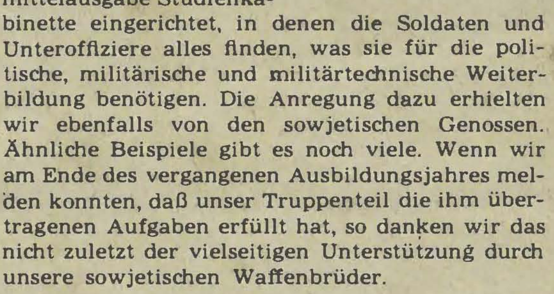
OBERSTLEUTNANT FRITZLAR: Die enge brüderliche Zusammenarbeit mit den Genossen der Sowjetarmee ist eine der schönsten Traditionen unseres Truppenteils. Sie ist ein Ausdruck des festen Kampfbündnisses unserer Volksarmee mit den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren der Sowjetarmee, die Seite an Seite mit uns an der Westgrenze des sozialistischen Lagers den Frieden verteidigen. Besonders zu einem in der Nähe unserer Garnison stationierten sowjetischen Pioniertruppenteil bestehen herzliche Beziehungen. Diese zum Teil persönlichen Verbindungen gehen weit



über den Rahmen gegenseitiger Besuche anläßlich von Staatsfeiertagen hinaus. Sie erstrecken sich praktisch auf alle Gebiete des militärischen Lebens. Bei einem Rundgang durch unsere Dienststelle findet man unzählige Beispiele der selbstlosen, uneigennützigen Hilfe, die uns die sowjetischen Freunde erweisen. Doch das ist nur die eine Seite. Unschätzbar sind ihre Erfahrungen in der Erziehung und Bildung der Soldaten, vor allem beim Kennen- und Beherrschenlernen der neuen Technik.

„AR": Wie nutzten Sie in der Vergangenheit die Erfahrungen der sowjetischen Pioniere aus?

OBERSTLEUTNANT FRITZLAR: Als Pioniertruppenteil verfügen wir bekanntlich über eine vielfältige und komplizierte Spezialtechnik. Bei dieser Vielfalt war es nicht immer leicht, in kürzester Frist tüchtige Spezialisten, z. B. Planierraupen-Fahrer und Bedienungsgruppen bestimmter Aggregate heranzubilden. Auch hier halfen uns die sowjetischen Freunde mit ihren reichen Erfahrungen. Dank der brüderlichen Unterstützung haben wir heute einen großen Stamm von Spezialisten, die beim Einsatz der Technik hervorragende Leistungen vollbringen. Ein kürzlicher Gedankenaustausch zwischen den leitenden Offizieren beider Truppenteile über Maßnahmen zur Erhöhung der Gefechtsbereitschaft zeigt schon heute positive Ergebnisse. Unser Truppenteil besitzt seit Anfang dieses Jahres ein Bildungszentrum, auf das wir sehr stolz sind. In diesem Zentrum sind neben den Räumen der Partei und FDJ, der Bibliothek und Lehrmittelausgabe Studienkabinette eingerichtet, in denen die Soldaten und Unteroffiziere alles finden, was sie für die politische, militärische und militärtechnische Weiterbildung benötigen. Die Anregung dazu erhielten wir ebenfalls von den sowjetischen Genossen. Ähnliche Beispiele gibt es noch viele. Wenn wir am Ende des vergangenen Ausbildungsjahres melden konnten, daß unser Truppenteil die ihm übertragenen Aufgaben erfüllt hat, so danken wir das nicht zuletzt der vielseitigen Unterstützung durch unsere sowjetischen Waffenbrüder.



„AR": Welche Maßnahmen bieten Ihrer Meinung nach die Gewähr, um die Waffenbrüderschaft mit den sowjetischen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren zu festigen, damit sich die Gefechtsbereitschaft Ihres Truppenteils im Ausbildungsjahr 1962 schnell und ständig erhöht?

OBERSTLEUTNANT FRITZLAR: Wir haben gemeinsam mit den sowjetischen Genossen eine ganze Reihe von Maßnahmen festgelegt, die dazu beitragen, die bereits bestehenden brüderlichen Beziehungen noch enger zu gestalten. Im kommenden Monat finden Treffen der Politfunktionäre, der Unteroffiziere und der Leiter der Dienste unserer befreundeten Truppenteile statt. Darüber hinaus sind Sportvergleiche im Schießen, Volleyball, Schach und anderen Disziplinen geplant. Die bewährte Methode des Erfahrungsaustausches werden wir weiterentwickeln. Es hat sich erwiesen, daß die Beratungen besonders dann sehr erfolgreich sind, wenn sie gut vorbereitet werden, nur ein bis zwei Probleme umfassen und der Teilnehmerkreis sich aus Genossen mit gleichartigen Funktionen zusammensetzt. Die sprachliche Verständigung spielt dabei eine sehr wesentliche Rolle. Deshalb kann man nur begrüßen, wenn die Offiziere die russische Sprache erlernen. Bei uns besteht seit längerer Zeit ein Sprachzirkel.

Es ist uns Verpflichtung und echtes Bedürfnis, die brüderliche Zusammenarbeit mit den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren der Sowjetarmee in diesem Jahr weiter zu festigen. Aus ihrem Erfahrungsschatz schöpfen wir die Kenntnisse, die es uns ermöglichen, alle Aufgaben im Ausbildungsjahr 1962 mit hoher Qualität zu erfüllen.

Die Staatsgrenze bleibt

Wenn der Friedensvertrag abgeschlossen ist und Westberlin in eine entmilitarisierte freie Stadt verwandelt wird, bleibt dann die Staatsgrenze um Westberlin?

Gefreiter Rückert, Leipzig

Genosse Walter Ulbricht erklärte dazu:
„. . . da der Westberliner Senat befürchtete, daß wir uns in die inneren Angelegenheiten Westberlins einmischen, haben wir eine ordentliche Kontrolle geschaffen, um zu demonstrieren, daß niemand von uns die Absicht hat, sich in die inneren Angelegenheiten von Westberlin einzumischen. Wir haben nur den Wunsch, daß auch andere Staaten, die USA, Großbritannien, Frankreich, sich nicht in die inneren Angelegenheiten von Westberlin einmischen. In Westberlin sollen die Westberliner frei über ihre eigene Ordnung bestimmen."



Unsere Staatsgrenze wird also auch nach der Umwandlung Westberlins in eine Freie Stadt bestehen bleiben. Eine ganz andere Frage ist es, ob der Verkehr von und nach Westberlin erleichtert wird. Und dafür bestehen mit der Liquidierung des NATO-Stützpunktes alle Voraussetzungen. **Die Redaktion**

Den Wehrpflichtigen helfen

Wir Freiwilligen haben ein höheres Maß von Einsicht bewiesen. Das stimmt. Doch ist das kein Grund, überheblich zu sagen: Sollen d i e jetzt erst mal merken . . . Unsere neuen Kameraden müssen vom ersten Tage an spüren, daß wir ihnen helfen wollen. In bestimmten organisatorischen Fragen wird die Arbeit jetzt leichter, aber was die politisch-moralische und militärische Erziehung und Bildung anbetrifft, wird den Ausbildern mehr abverlangt. Stabsgefreiter Dohse, Leipzig

Höchste Zeit für Wehrpflicht

Wir haben im Verlauf eines Jahrzehnts weit über 100 Verständigungsvorschläge gemacht. Bonn reagierte nicht darauf. Wir haben die NVA zahlenmäßig begrenzt. Bonn hat ein 400 000-Mann-Heer. Wir haben keine Atomwaffen eingeführt. Bonn rüstet atomar auf. Wir haben gewartet, daß man dort im Interesse des Friedens Vernunft annimmt. Die Militaristen Westdeutschlands warten nur auf eine günstige Gelegenheit, das Gebiet der DDR ihrem Machtbereich mit Gewalt einzuverleiben, um dann weiter zu marschieren. Jetzt warten wir nicht länger. Wenn sie auf die Stimme der Vernunft nicht hören wollen, müssen sie durch andere Mittel zur Einsicht gezwungen werden.

Rudolf Schönig, Bitterfeld

Gehör intakt

Mir gefällt die Armee-Rundschau gut, mit einer Ausnahme. Von der GST liest man wenig. Die GST wird am 7. August 1962 bereits 10 Jahre alt, aber das habt Ihr sogar in Eurem Kalender vergessen. Doch vielleicht habt Ihr schon einmal etwas von der GST gehört!

E. Triebel, Suhl

Wir haben! Aber weil wir in erster Linie ein Magazin des Soldaten sind und die GST eigene Presseorgane besitzt, werden wir nur gelegentlich etwas über die GST veröffentlichen. Eine solche Gelegenheit ergibt sich im März. Sie können in diesem Monat in der „AR" über die Nachrichtensportler der GST lesen.

Die Redaktion

Mädchen zur Armee?

Im Heft 12 fragte eine Leserin, ob Mädchen zur Armee gehen sollen. Wir hatten die Frage erweitert: Sollen Mädchen über ihre Arbeit oder ihr Studium hinaus am Schutz der DDR teilnehmen? **Die Redaktion**



Wir betrachten es als eine Selbstverständlichkeit, daß auch ein Mädel neben ihrer Arbeit oder dem Studium am Schutz unserer Republik teilnimmt. Dies braucht nicht in den Reihen der NVA sein. In den Kampfgruppen, den GST-Gruppen oder in den Gruppen des Roten Kreuzes kann es auch dazu beitragen. Wir sind auch der Meinung, daß ein Mädel unserer Tage selbst wissen muß, welche Entscheidung es zu treffen hat.

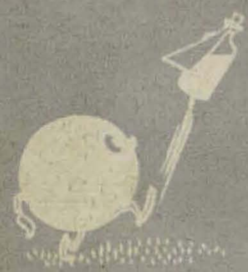
Soldat Elvira Bauer
Soldat Haide-Mary Wachsmuth

Was für Waffen?

Vor einiger Zeit sah ich im Fernsehen Ausscheidungskämpfe der Armeen der Warschauer Vertragsstaaten. Bei der Disziplin Karabinerschießen wurden Schußwaffen benutzt, die der MPi 44 ähnlich sahen. Was waren das für Waffen? Frank Wecker

Es handelte sich wahrscheinlich um Bilder von den SKDA-Meisterschaften im militärischen Dreikampf. Sie fanden im Oktober in Moskau statt und bestanden aus den Disziplinen Schießen, Sturmbahn und Handgranatenweitwurf. Die erste Disziplin wurde mit der strukturmäßigen MPi „Kalaschnikow" durchgeführt. Sieger der Meisterschaft wurde in der Einzel- und Mannschaftswertung die Sowjetarmee vor der polnischen Armee.
Die Redaktion

... nie dagewesene Blüte des Sports ...



Vignetten: Klaus Arndt

In unserer Gesellschaftsordnung hat man es uns ja leicht gemacht, Sport zu treiben, aber wie wird es erst im Kommunismus sein. Es werden dem Sport noch mehr Mittel zur Verfügung stehen; durch kürzere Arbeitszeiten werden alle Menschen reichlich Zeit und noch mehr Interesse zu sportlichen Betätigungen haben. In der kommunistischen Gesellschaftsordnung hat der Sport seine besten Möglichkeiten und wird eine nie dagewesene Blüte erreichen.

Obltn. Hans Haberhauffe,
Verdienter Meister des Sports

Kein Wunder, daß ...

Schon zwei Jahre bringt mir der Briefträger die „Armee-Rundschau". Ich bin auch immer für das Witzblatt auf der letzten Seite. Dazu habe ich mir folgende Skizze ausgedacht.

Horst-Günther Turat, Lutherstadt Wittenberg



Kein Wunder, daß er nichts trifft. Der Riemen ist ja viel zu straff!

GEFREITER NAUMIKAT, Eggesin, fragt: Ich diene bereits ein Jahr. Was bringt das Wehrpflichtgesetz uns „alten" Soldaten?

Oberst RICHTER antwortet

Die Dienstzeit der Wehrpflichtigen beläuft sich bekanntlich auf 18 Monate. Unteroffizier Kitzing sagte dazu: „In Verbindung mit 40 bis 50 Prozent Freiwilligen reicht diese Dienstzeit, um aus den Wehrpflichtigen gute Soldaten zu machen. Vorausgesetzt", so fügte er hinzu, „wir schöpfen alle Möglichkeiten aus, die uns die Armee als eine große Schule gibt." Ich möchte diese Worte nur in einem ergänzen: Die Armee ist eine Schule besonderer Art, müssen doch die Schüler ihre Aufgaben bereits voll meistern können, bevor sie die Schule verlassen, das heißt, sie müssen bereits vor Ablauf der 18 Monate voll einsatzfähige Soldaten sein. Die Forderung lautet also: Schnell und präzise ausbilden und erziehen.

Mit der Einberufung der ersten Jahrgänge kommen auch mehr als bisher junge Menschen aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung und mit den unterschiedlichsten Auffassungen zu uns. Es wird nicht immer leicht sein, diese jungen Soldaten klassenmäßig zu erziehen, ihnen bei der Überwindung aller Konflikte geduldig zu helfen und ihnen alle Fragen parteilich zu beantworten. Aber nur so kann ein klassenmäßiges Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Wehrpflichtigen hergestellt und die so wichtige politisch-moralische Einheit in der ganzen Armee gesichert werden.

Diese Aufgaben fallen in erster Linie natürlich den Partei- und FDJ-Organisationen, den Offizieren und Unteroffizieren zu, aber nicht nur ihnen. Jeder Soldat kennt aus eigener Anschauung die positive Wirkung, die das gute Beispiel eines Stubenkameraden auf den neuen Soldaten ausübt, der sich erst an militärische Ordnung und Disziplin gewöhnen muß. Jeder Soldat weiß auch, wie wichtig die Hilfe eines „alten Hasen" für den jungen Soldaten sein kann, der mit der Ausbildung Schwierigkeiten hat. In dem Maße, wie es die gegenwärtig freiwillig Dienenden verstehen, die Einberufenen schnell in das Kollektiv einzubeziehen und sie mitzureißen, stets gute Taten für die Erreichung der höchsten Gefechtsbereitschaft zu vollbringen, in dem Maße wächst auch die Kampfkraft der Nationalen Volksarmee.

Alles in allem stellt das Wehrpflichtgesetz alle Armeeangehörigen vom höchsten Offizier bis zum letzten Soldaten vor neue und größere Aufgaben.

HAUPTMANN HANS-JÜRGEN USCZECK

Das Rendezvous findet nicht

Gelangweilt blickt der Gefreite Vogel die mit schattigen Bäumen bestandene Bahnhofstraße entlang. In diesem Nest ist wirklich nichts los. Was bleibt einem schon im Ausgang? Kino, Tanz oder in einer der verräucherten Bierkneipen sitzen. Vielleicht wäre es doch gescheiter, gleich jetzt in die Kaserne zurückzugehen und sich in die Falle zu hauen. Aber es ist erst halb neun. Und ein schöner Juliabend.

Gemächlich schlendert der Gefreite die sich in leichtem Dämmer verlierende Straße entlang, wirft hier einen Blick auf die Auslagen in den Schaufenstern, dort auf die ihm begegnenden Mädchen, die in leichten Sommerkleidchen petticoatrauschend dem „Waldfrieden" zustreben. Die schlanke Schwarze eben, in dem roten Kleid – nicht von schlechten Eltern. Während Jürgen Vogel ihr noch mit dem Blick folgt, entschließt er sich: Ich gehe auch tanzen.

In der Nähe der Tanzfläche ist nur noch ein Platz frei, an *ihrem* Tisch. Nicht übel, bestätigt sich Jürgen noch einmal – ein hübsches Gesicht, eine Figur, da ist alles dran, und Beine hat die Kleine ...

Jürgen Vogel ist Soldat und also auch ein Mann der Tat. Der nächste Tanz gehört ihm und nicht nur der nächste. Zwar ziert sich das Mädchen etwas, als er sie zu einer Flasche Wein einlädt, aber dann scheint ihr der Promontor doch besser zu schmecken als ihr Malzbier. Bei angeregter Unterhaltung und fleißiger Bewegung verfliegen die Stunden. Schließlich legt Jürgen bittend seine Hand auf die ihre: „Erika, willst du mir nicht mal verraten, wo du wohnst? Und wenn's nicht gerade am Ende der Welt ist, darf ich dich nach Hause bringen?" Das Mädchen überlegt kurz. „Gut", entscheidet sie dann, „weil du so schön bittest. Ich wohne bei meiner Freundin, Alexisstraße 7. Und da es schon spät ist, wollen wir gehen."

Zur Alexisstraße braucht man im Spaziergängertempo etwa zwanzig Minuten. Man kann aber auch eine Stunde benötigen. Jürgen ist zufrieden mit sich. Wie gut, daß ich nicht in die Kaserne zurückgegangen bin, denkt er.





Illustrationen: Paul Klimpke

Erika Winterfeld aber ist mit ihren Gedanken sehr weit fort. Sie hört gar nicht richtig auf das, was ihr Begleiter erzählt. Auch sie ist zufrieden mit diesem Abend. Sie wird sicher einen Schritt weiter kommen auf ihrem Wege. Der begann auch in einer Gaststätte, in der „Sophienklause“ in Duisburg. Das war im Frühjahr, als der Geliebte ihrer Mutter, Ferdinand Müller, sie zum Frühschoppen eingeladen hatte. Sie war gern mitgegangen.
Ferdinand Müller hatte sich schon an der Tür suchend umgeschaut und steuerte dann schnurstracks auf einen Tisch am Fenster zu, an dem schon ein einzelner Herr saß. Die beiden Männer schüttelten sich lächelnd die Hand, dann sagte Müller: „Das ist mein Freund Mike. Und das ist Erika, fast meine Stieftochter.“ Mike hatte sich galant verbeugt und beim Kellner, der schon herbeigeeilt war, eine Flasche Sekt bestellt. Sekt! Den hatte Erika mit ihren neunzehn Lenzen noch nicht oft gekostet. Während der Kellner die Flasche öffnete, musterte sie verstohlen den Fremden. Schick sah er aus. Etwa 35 Jahre mochte er sein, hatte fast schwarzes Haar, eine sportliche Figur und breite Schultern. Der dunkle Anzug mit den feinen hellen Streifen stand ihm gut. Sie schreckte auf, als Müller mahnte: „Aber Erika, willst du denn nicht mit uns trinken?“ Verwirrt stieß sie mit den beiden an, nippt dann hin und wieder an ihrem Glas. Die beiden Männer unterhielten sich in einer fremden Sprache, englisch wohl. Dann wandte sich Müller an sie: „Erika, Mike hat ein Anliegen an dich. Es soll dein Schade nicht sein. Würdest du wohl noch einmal in die Zone zurückgehen? Natürlich nicht für immer, nur für ein paar Monate.“ — „Was soll ich denn da?“ hatte sie verwundert gefragt. „Lust hab' ich keine. Du weißt doch, daß ich denen aus dem Werkhof entwischt bin ...“ — „Haben Sie etwa Angst?“ mischte sich Mike ein. „Nicht nötig. Gehen Sie in die Zone. Und wenn Sie zurückkommen, bringen Sie fünf Boys mit. Von der sogenannten Volksarmee. Oder Vopos. Oder schicken sie schon vorher 'rüber. Springt was 'raus für Sie. Sie sind hübsch, Sie werden es schaffen.“ Er ließ noch eine Flasche Sekt kommen. Die beiden Männer redeten auf sie ein. Schließlich stimmte sie zu, erhielt Instruktionen und eine Deckadresse in München. Mike fuhr sie in seinem Mercedes 180 nach Hause. Und nun ...
„So, da wäre Nummer sieben“, sagt Jürgens Stimme an ihrem Ohr. „Schade, Kleines, daß wir schon da sind. Krieg ich noch einen Kuß?“ Bevor Erika noch antworten kann, küßt er sie. „Wann sehen wir uns wieder? Mittwoch habe ich Ausgang. Wir treffen uns am Bahnhof, ja? Um sieben.“
Die beiden treffen sich nicht nur an jenem Mittwoch, auch die folgenden Wochen sehen sie an fast jedem Ausgangstag zusammen.
Jürgen Vogel weiß: Ich liebe dieses Mädchen. Und wenn sie will, soll sie meine Frau werden. Aber will sie denn? Das weiß ich nicht. Sie ist aus Westdeutschland hierher zurückgekehrt. Ihre Mutter ist dort geblieben. Ich muß endlich Klarheit haben. Heute abend werde ich sie fragen, ob sie im nächsten Wochenendurlaub zu meinen Eltern mitkommt.
Das Mädchen Erika schaut ihn auf diese Frage prüfend an und erwidert dann knapp: „Das hätte keinen Zweck.“ Und ihm jede Frage abschneidend: „Mir ist es heute ein wenig zu kühl. Komm, gehen wir auf mein Zimmer.“
Aufmerksam schaut Jürgen sich um, ist er doch zum erstenmal hier. Ein kleiner, einfach eingerichteter Raum: ein Tisch, drei Stühle, ein Schrank, eine Art Frisiertisch, eine Couch. Erika zündet sich eine Zigarette an, bläst den Rauch weit von sich. „Siehst du, einmal muß ich es dir ja doch sagen. Ich

(Fortsetzung auf Seite 79)



Des Doktors Diagnose heißt:

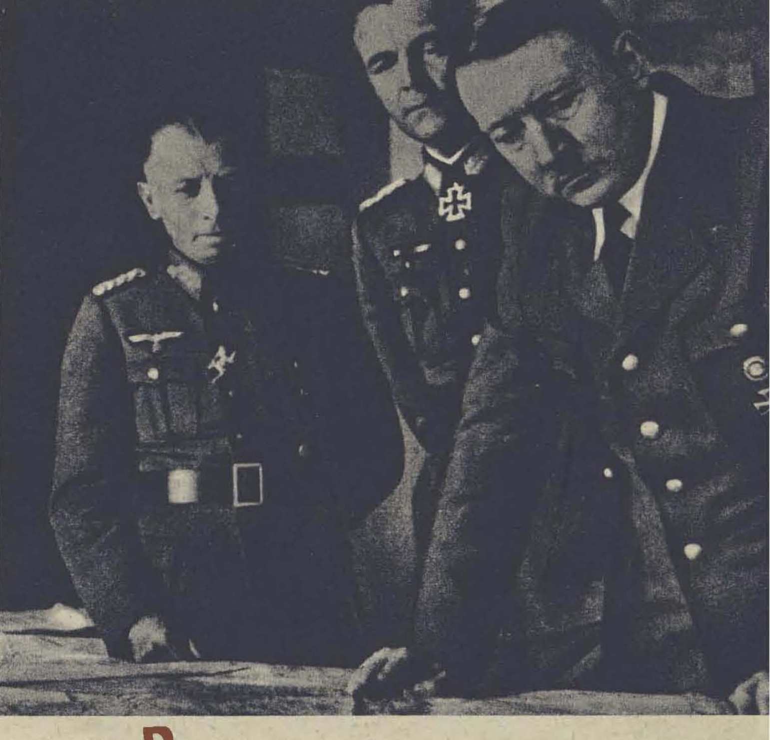
„Kern“gesund!

NAME: Vereinigtes Institut für Kernforschung.
WOHNHAFT: Dubna, eine Stadt 130 km nördlich Moskaus auf einer Insel, die von der Wolga, dem Moskwa-Wolga-Kanal und zwei Flüßchen gebildet wird.
GEBURTSJAHR: 1956, Paten: 12 sozialistische Staaten, die an der Arbeit des Instituts beteiligt sind.
BERUF: Enträtselung des Atomkerns.
GRÖSSE: Fünf riesige Laboratorien für Kernprobleme, für hohe Energien, für theoretische Physik, für Kernreaktionen und Neutronenphysik; 2000 Mitarbeiter.
GEWICHT: Bedeutend, eines der wichtigsten wissenschaftlichen Zentren der Welt.
WACHSTUM: Außergewöhnlich, seit 1956 wuchs die Zahl der Dubnaer und der Wissenschaftler des Instituts auf das Doppelte.
STÄRKE UND ENERGIE: Im größten Synchrophasotron der Welt, dessen Magnet allein 36000 Tonnen wiegt, wird eine Maximalenergie von 10 Milliarden Elektronenvolt erreicht.
KREISLAUF: Enorm beschleunigt; Protonen werden im Synchrophasotron in 3,3 Sekunden 4 500 000mal im Kreis herumgejagt; sie legen dabei 2½mal die Entfernung Erde—Mond zurück.
TEMPERATUR: Im Laboratorium bisweilen einige Millionen Grad.
PULSSCHLAG: Der einer neuen, kommunistischen Zeit.
DIAGNOSE: „Kern“gesund; stürmisches Wachstum in den nächsten Jahren ist sicher.
BEGRÜNDUNG DES FACHDOKTORS: „Tausendfach größere Energiequellen wohnen den Wechselwirkungsreaktionen der Teilchen und Antiteilchen inne . . . Nur auf dem Wege der beständigen und fortschrittlichen Entwicklung der Kernforschung können neue Gesetzmäßigkeiten entdeckt und neue Wege zur friedlichen Nutzung der Atomenergie gefunden werden. Die Bestrebungen der Wissenschaftler des sozialistischen Lagers sind darauf gerichtet, daß die Früchte ihrer Arbeit in den Dienst des Fortschritts, des rascheren Aufbaus einer neuen Welt, der Welt der Prosperität und der sozialen Gerechtigkeit gestellt werden.“ (Professor Dr. Heinz Barwich)



BONNER KRANKHEITSBILDER

DAS falsche BILD!



Die Bu-We-Illustrierte „Visier“ veröffentlichte großflächig das untere Foto mit dem Text: „Ganz allein hatte Hitler den Entschluß zum Kriege gegen die Sowjetunion gefaßt. Auch der rumänische Staatschef und spätere Verbündete, Marschall Antonescu, war nicht in die geheimen Planungen eingeweiht worden.“



Den Giftmischer, der auch den Plan „Barbarossa“ ausarbeitete, sehen wir links außen auf dem anderen Foto — einem aktuellen; denn dieser Kriegsverbrecher ist heute oberster Planer der NATO und heißt Heusinger.
Warum hatte das „Visier“ sein Visier vor der Aktualität verschlossen? Sein Bild sollte ein falsches Bild geben!

Den Wahnsinn, den sie einst getrieben,
gestehn sie heut' mit keinem Wort.
Die Generale sind geblieben.
Der Fliegenbart zog durch den Schornstein fort.

Und diese letzte Tat war wahrlich seine beste.
Das meint nun auch die Generalität;
und in die Schuhe schiebt man Hitler feste,
was auch auf eig'nem Schuldenkonto steht.

Bei Krähen freilich herrschen andre Sitten,
die hacken gegenseitig sich niemals die Augen aus.
Doch Adolf Heusinger hat unter Adolf Hitler „sehr gelitten“,
und Doktor Globke klatscht dazu Applaus.

Indessen plant man wieder Ritt gen Osten,
wie ERs befahl in seinem „Krampf“.
Bonn gab den Paladinen wieder Posten,
und in den Kesseln ist schon wieder Dampf!

Jedoch in einem Punkte muß man alias Schickelgruber loben:
Er hat' kapiert, daß nutzlos seine Kunst,
und deshalb hat er eigenhändig sich hinweggehoben,
verzweifelnd an des Schicksals Gunst.

Die andren Räuber scheinen etwas dümmer,
und sie begreifen erst, wenn's ganz zu spät.
Bedenkt: Von Mal zu Mal wird das Fiasko schlimmer,
bis daß auch ihr „freiwillig“ durch die Esse geht . . .!

Helmut Maikath

Wahnsinnige sind kein angenehmer Umgang. Und so fragte einst der Besucher einer Irrenanstalt den Wächter: „Diese Wahnsinnigen sind doch sehr gefährlich, fürchten Sie sich denn nicht vor so vielen?" – Der Wächter: „Nein, ich kann jeden von ihnen schlagen." – Darauf der Besucher: „Aber wenn sich nun alle zusammen auf Sie stürzen?" – Der Wächter: „Keine Angst, mein Herr. Verrückte organisieren sich nicht!"

Ergötzlich, diese Prise „Roter Pfeffer" aus den Jahren der Weimarer Republik, nicht wahr? Und dennoch, ist sie wirklich nur ergötzlich oder ist sie nicht auch ein klein bißchen lehrreich? – Mag sein, daß vielleicht dieser oder jener sagen wird: Was hat das mit dem Thema dieser Betrachtung zu tun, mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in der Deutschen Demokratischen Republik?

Halt! – Eben weil wir nicht verrückt sind, nicht lebensmüde und demnach nicht willens, unsere sozialistische Heimat den Straußschen Mordbrennern auszuliefern, eben und allein deswegen organisieren wir als klardenkende, den Realitäten ins Gesicht schauende Menschen nunmehr unsere Landesverteidigung auf der Basis der allgemeinen Militärdienstpflicht.

Rechnen wir doch einmal: Auf 420 000 Mann ist inzwischen die Bonner Bundeswehrmacht angewachsen. Und just am gleichen Tag, da unsere Volkskammer das Wehrpflichtgesetz beschloß, konferierte Herr Strauß mit dem französischen Verteidigungsminister zum Thema: NATO – vierte Atommacht, was auf gut deutsch heißt: Die Bonner Militaristen, skrupel- und gewissenlos, greifen nach Atomwaffen!



Zeichnung: Klaus Arndt

Strauß: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer schützt den Frieden im deutschen Land? . . ."

Per Eilpost wollen Adenauer und Strauß ihre Armee mit Massenvernichtungswaffen ausrüsten. Und auf ihr Panier haben sie den Krieg gegen uns, gegen den ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat, geschrieben. Die Namen der alten Hitlergenerale Heusinger, Speidel, Foertsch bürgen dafür: Das ist kein harmloses Spiel am Sandkasten, sondern blutiger Ernst.

Für uns heißt das, wachsam zu sein; aufzupassen und alles zu tun, um die Verteidigungskraft unserer Republik zu stärken. So wird mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht keineswegs eine neue politische Situation geschaffen, sondern einzig und allein der Lage Rechnung getragen, die durch die erwiesene Schuld der Militaristen entstanden ist.

Letzten Endes haben wir mit dieser Regelung nichts mehr und nichts weniger getan als die meisten Staaten der Welt: Wir haben unser souveränes Recht wahrgenommen und uns erlaubt, den kriegerischen Bestrebungen der westdeutschen Ostlandritter ein solides militärisches Fundament entgegenzusetzen, an dem sie sich die Köpfe einrennen werden.

In den letzten hundert Jahren deutscher Geschichte haben wir damit auch erstmals dem Wehrbegriff seinen ursprünglichen Sinn wiedergegeben: Wir hegen gegen niemanden böse Absichten, unsere oberste Staatsdoktrin ist der Frieden; allerdings werden wir von jenseits der Elbe bedroht, also setzen wir uns zur Wehr, wehren wir die Gefahr ab – mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln.

Cui bono? – Wem nützt es? – Das ist demnach auch die Frage, wenn es darum geht, ob nicht Wehrpflicht gleich Wehrpflicht, Gewehr gleich Gewehr und Soldat gleich Soldat sei. Darauf antworten, heißt, die Frage nach dem Charakter der Armee stellen, in welcher der Soldat dient und deren Waffe er trägt.

Hüben, also bei uns, ist die Armee das bewaffnete Schutzorgan des Staates der Arbeiter und Bauern, berufen und beauftragt, den Frieden und den siegreichen Vormarsch des Sozialismus zu schützen. Der Waffendienst in der Nationalen Volksarmee ist eine Ehre und patriotische Pflicht jedes Bürgers der DDR.

Tragisch ist es dagegen um den Soldaten der Bundeswehr bestellt. Als Werkzeug einer verbrecherischen, antinationalen Politik trägt er das Kleid der Unehre und die Waffe der deutschen Militaristen, die nach zwei verlorenen Weltkriegen nunmehr für den dritten, den Atomkrieg, rüsten. Diese Rechnung zu durchkreuzen, ist Ziel, Anliegen und Aufgabe unserer Nationalen Volksarmee.

FREG



Die da aus dem Turm ihres Panzers lugen, haben allen Grund zur Freude. Von links nach rechts: Gefreiter Helmig, Soldat Günther, Oberfeldwebel Muschall und Unterfeldwebel Hellmann.

DIE VIER VOM 237

„Besatzung Muschall?" – Der Diensthabende vom Technischen Kontrollpunkt tritt ans Fenster und deutet auf ein weit geöffnetes Hallentor, das in seiner ganzen Breite vom Heck eines T-34 eingenommen wird. „Drüben, die taktische Nummer Zwosiebenunddreißig, das ist ihr Fahrzeug."
Aus dem Innern der Halle dröhnen Hammerschläge. Der Fahrer und der Ladeschütze der Besatzung sind gerade dabei, ein schadhaftes Kettenglied auszuwechseln. Seitwärts von ihnen, an einer Montagebank, reinigt der Richtschütze das Turm-MG. Der Kommandant, Oberfeldwebel Muschall, ist im Kampfraum beschäftigt.
Die Besatzung arbeitet bereits seit den frühen Morgenstunden am Fahrzeug. Drei Tage lang war ihr Panzer im Ausbildungsgelände. Schlamm und Regen hatten ihre Spuren hinterlassen und ihn mit einer zusätzlichen schmutzig-grauen Tarnfarbe bedeckt. Nach der Reinigungskur auf der Waschrampe hat der 237 nun wieder ein ansehnliches Äußeres. Doch bleibt noch viel zu tun, denn neben den planmäßigen Wartungsarbeiten sind mehrere kleine Schäden zu beheben. Und gerade das kostet Zeit. Der Befehl aber, den Panzer bis zum Abend wieder einsatzbereit zu machen, ist unabänderlich, er ist Gesetz.
Wer die Besatzung Muschall kennt, der zweifelt nicht im geringsten daran, daß sie den befohlenen Termin einhält. Eher würden die Genossen auf ihre Mittagspause verzichten, als daß sie ihren „Dicken" an die zweite Stelle setzen. Sie haben nicht nur einmal bewiesen, zu welchen Leistungen sie fähig sind. Es ist schon fast selbstverständlich geworden: Wenn von guten Ergebnissen die Rede ist, dann fällt mit Sicherheit auch der Name Muschall. Vor einigen Tagen erst wurde die Besatzung als beste der Einheit ausgezeichnet. Zu diesem Erfolg hat jeder der vier seinen Teil beigetragen.
Da ist Oberfeldwebel Muschall, Kommandant und Zugführer, 23 Jahre alt, Parteimitglied. Er kam vor fünf Jahren zur Volksarmee. Damals ahnte der vielseitig interessierte und belesene landwirtschaftliche Facharbeiter noch nicht, daß er an der Panzertechnik so großes Gefallen finden würde. Er ging bei erfahrenen Kommandanten und



Der Panzer ist sein zweites Zuhause. Wer gut beraten sein will, geht zu Unterfeldwebel Hellmann. Seine Erfahrungen sind eine Fundgrube für junge Genossen.

Panzerfahrern in die Schule. Bereits nach wenigen Monaten übernahm er selbst eine Besatzung. Aus dem Schüler wurde ein Lehrer, von dem der Kompaniechef sagt, daß er es gut verstehe, seine umfangreichen militärischen und technischen Kenntnisse an den Mann zu bringen. Dabei ist der junge Zugführer, der mit seiner Größe von 1,90 m zu den stärksten Stützen der Volleyballmannschaft des Truppenteils zählt, unablässig bemüht, sich weiterzubilden, um seine Funktion noch besser ausführen zu können.
Soldat Günther, der Richtschütze, ist mit 19 Jahren das „Kücken" der Besatzung. Ihm, dem ehemaligen Böttcher, fiel es anfangs besonders schwer. Für ihn war die Technik völliges Neuland. In Unterfeldwebel Hellmann, dem Fahrer, fand er einen geduldigen Helfer. Als die Besatzung mit dem neuen Richtschützen zum ersten Schießen fuhr, hatte Oberfeldwebel Muschall dennoch einige Sorgenfalten auf der Stirn. Sie glätteten sich sehr bald, als er das Ergebnis hörte. Mit der Note „sehr gut" hatte Genosse Günther seinen Einstand gegeben. Unterfeldwebel Hellmann, 26 Jahre alt, kam aus einer Lehreinheit zur Besatzung. Vor seiner Dienstzeit Fördermann im Steinkohlenbergbau, ist er heute einer der besten Panzerfahrer des Truppenteils. An seinem Ausgangsrock trägt er die Qualifikationsspange der Klasse 1. In den ersten Monaten dieses Jahres will er die Meisterfahrerprüfung ablegen. Von dem Unterfeldwebel erzählt man, daß es noch keine Situation gegeben habe, in der er nicht weiterwußte. Als kürzlich bei einer Übung die Kraftstoffleitung des Panzers brach, stellte er in wenigen Minuten eine zuverlässige Schlauchverbindung her und reihte das Fahrzeug wieder in die Gefechtsordnung ein. Seinem Grundsatz, Vorbeugen ist besser als Heilen, muß man es zuschreiben, daß der Panzer nach Ablauf der Nutzungsfrist noch weitere Kilometer rollen kann. Der vierte des Quartetts ist der Ladeschütze, Gefreiter Helmig, ein großer, stämmiger Mecklenburger. Aus der gegenwärtigen militärpolitischen Lage zog er den Schluß, seine Dienstzeit bis 1963 zu verlängern. Genosse Helmig kam mehrere Wochen später als die anderen zur Besatzung. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er im Truppenteil als Brandschutzleiter gearbeitet. Mit großem Fleiß und der Hilfe der anderen Genossen ist er jetzt dabei, sich die für seine Funktion erforderlichen Kenntnisse anzueignen. Er war der erste, der Oberfeldwebel Muschall meldete, daß er die verschiedenen Munitionsarten völlig beherrsche. Er hatte sich die Kenntnisse beim Reinigen der Munition erworben. Während seiner Freizeit widmet sich Genosse Helmig einer sehr nützlichen Beschäftigung. Als Bastler hat er großen Anteil daran, daß die Anschauungs- und Lehrmodelle für das neue Ausbildungsjahr rechtzeitig bereitstanden.

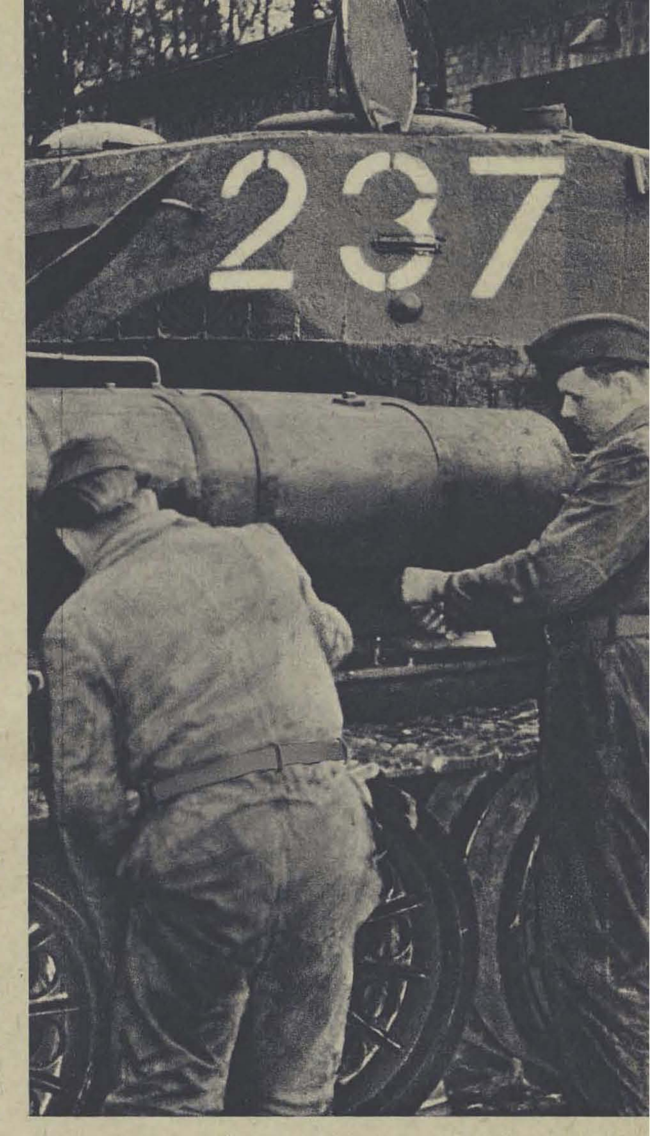
Nach all dem könnte man annehmen, die Besatzung Muschall sei gewissermaßen von der Struktur her schon ein gut funktionierendes Kollektiv. Doch auch ihr Weg war keine glatte Straße.

Den ersten „Wirbel" verursachte Genosse Günther, als er einmal vom Ausgang verspätet zurückkehrte. Genosse Muschall wetterte. Das erste Disziplinarvergehen im Zug! Und das noch in seiner Besatzung! Sollte er Genossen Günther bestrafen oder würde eine Aussprache genügen? Er entschied sich für das letztere. Zwar behaupteten böse Zungen, er würde seine eigene Besatzung mit Samthandschuhen anfassen, aber das weitere Verhalten des Richtschützen bewies ihm, daß sein Entschluß richtig war. Genosse Günther ließ sich kein Vergehen mehr zuschulden kommen. Dann kam der „Sturm" um den Genossen Helmig. Als die Genossen Hellmann und Günther hörten, der Brandschutzleiter des Objektes würde zu ihnen versetzt, setzten sie böse Mienen auf. „Der Feuerwehrhauptmann, der fehlt gerade noch." So und ähnlich verliefen damals die Gespräche. Genosse Muschall gesteht offen, daß auch er „Beklemmungen" hatte. In Gedanken rechneten sie sich schon aus, wievielmal am Tage ihre Besatzung unangenehm auffallen

würde. Ihre Meinung über die Funktion des Brandschutzleiters war die denkbar schlechteste. In ihren Augen war das eine vom Soldatenleben weit entfernte Person, die da weiter nichts zu tun hatte, als den ganzen Tag Feuerlöscher zu zählen und Hydranten zu überprüfen. Sie werteten die verantwortungsvolle Arbeit des Brandschutzleiters völlig zu Unrecht ab. Richtig war, daß er das Leben eines Einzelgängers führte. Wie Genosse Helmig später erzählte, lebte er allein auf einer Stube, machte keinen Frühsport mit und war auch sonst sich allein überlassen. Daß ihm dieses Leben selbst nicht behagte und er sich einsam fühlte, ahnten die Genossen ja nicht. Als Gefreiter Helmig beim ersten Antreten in der Kompanie die abschätzenden Blicke der Genossen sah, schwor er sich, ihnen zu beweisen, was in ihm steckt. Die Gelegenheit dazu hatte er bald. Während der Inspektion wurden auch die Sportnormen überprüft. Als es hieß, der Zug Muschall habe auch den 5000-m-Lauf zu absolvieren, stöhnten einige Genossen auf. Gefreiter Helmig, der weder raucht, noch ein Freund des Alkohols ist, stöhnte nicht. Jetzt wollte er es beweisen. Auf dem ersten Teil der Strecke lief er leicht und flüssig. Er hielt mit den anderen spielend mit. Dann aber schien sich Blei in seine Beine zu senken. Sein Schritt wurde schwerer. Das fehlende Training machte sich bemerkbar. Doch aufgeben? Nein! Im Mittelfeld erreichte er das Ziel. Erschöpft, aber froh, daß es alle geschafft hatten, kehrten sie zur Unterkunft zurück. Genosse Helmig hat seine Besatzung und seinen Zug nicht enttäuscht.

In der Panzereinheit gibt es nicht wenige Besatzungen, die mit ebensolchem Elan und mit dem gleichen Kraftaufwand wie Oberfeldwebel Muschall und seine Genossen um höhere Ergebnisse bei der Herstellung der Gefechtsbereitschaft kämpfen. Dennoch sind die Ergebnisse unterschiedlich. Beobachtet man die Besatzung Muschall bei ihrer Arbeit am Panzer, dann lüftet sich einem bald das „Geheimnis". Am Anfang steht auch hier die Disziplin. Ein charakteristisches Beispiel mag für viele stehen: Um 14 Uhr, zu Beginn des Nachmittagsdienstes, stehen die meisten Fahrzeuge noch verlassen. Die Besatzungen befinden sich noch auf dem Wege zum Park. Am 237 wird bereits gearbeitet. Die Genossen geizen mit jeder Minute, nicht nur wenn ihnen die Zeitnot eines kurzfristigen Termins im Nacken sitzt.

An jedem Hallentor hängt ein Plan der Wartungsarbeiten, handgeschrieben, auf weißem Papier. Auf ihm ist die Reihenfolge der Arbeiten aufgezeichnet. Vergleicht man jedoch die Tätigkeiten der Besatzungen mit der Zeittabelle, so stellt man überrascht fest, daß die meisten von ihnen den Plan als ein wertloses Utensil betrachten und ohne ihn zu beachten frischfröhlich drauflosarbeiten. Das Resultat: An x-verschiedenen Stellen wird die Arbeit begonnen und mitunter nicht richtig zu Ende geführt. Die Besatzung Muschall ist auch hier den anderen eine Nasenlänge voraus. Der Kommandant – ist er abwesend, Unterfeldwebel Hellmann – gibt klare, unmißverständliche Anweisungen. Dann wird eben nicht irgend etwas getan,



Für die Genossen Günther und Helmig ist die Panzertechnik längst kein Neuland mehr. Sie sind auf dem besten Wege, gute Panzersoldaten zu werden.

sondern das in der Reihenfolge Nächstliegende. Die Arbeit geht flüssig voran, und es gibt kein Durcheinander.

Werden in der Einheit die Erfahrungen der besten Besatzung genutzt? Leider viel zu wenig. Oberfeldwebel Muschall und Genosse Hellmann sprechen darüber auf technischen Konferenzen, aber nur wenige Schritte entfernt, an den Nachbarfahrzeugen, hat sich ihre Arbeitsweise noch nicht durchgesetzt. Die Worte des Kompaniechefs stimmen optimistisch: „Wir werden künftig die Erfahrungen der Besten systematischer auswerten."

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. In einem Hallentor dröhnt der tiefe Baß eines Panzermotors auf. Kritisch überprüfen die vier vom 237 noch einmal ihre Arbeit. Es ist geschafft, der befohlene Termin erfüllt. Der Panzer 237 ist wieder einsatzbereit.

Alfred Haubert



Das ist Waltraud Finger, Geflügelzüchterin der LPG in Springendorf, Kreis Güstrow. Was denkt sie über ihre LPG?

DDR UNSER VATERLAND

Es gab eine Zeit, da hatte ich die Nase voll: wir Mädchen und Jungen waren unzufrieden mit der LPG, und ich wollte weg, in die Stadt.

Ich gehe zum Beispiel jede Woche einen Tag zum Studium, um staatlich geprüfter Landwirt zu werden. Zwar ist festgelegt, daß jedes Mitglied für einen Studientag 1,3 Arbeitseinheiten bekommt — aber ich bekam sie nicht. Vor allem aber war vielen nicht klar, wie sich unsere LPG einmal weiterentwickelt.

Aber ist es Sache eines FDJlers zu kneifen? Das fragte ich mich. Und ich muß sagen, das war mir doch etwas peinlich.

Jetzt hat sich die FDJ-Leitung mit dem LPG-Vorstand über alle ungeklärten Fragen unterhalten. Und siehe da, gemeinsam haben wir vieles schon gelöst. Vorschläge für die Einrichtung von Wohnungen wurden gemacht. Ich werde meine 1,3 Arbeitseinheiten bekommen. Es wurde auch festgelegt, daß mit jedem Jugendlichen über seine Perspektive gesprochen wird. Und es gibt keinen besseren Anlaß als den XXII. Parteitag, um über die Zukunft zu sprechen — über die eigene, die der LPG, der DDR und des sozialistischen Lagers.

Er zeigte uns auch, daß uns die gebratenen Tauben nicht in den Mund fliegen. Einiges tun wir schon. Elf Mädchen und Jungen erwerben im Winter die Fahrerlaubnis. Wir Mädchen im Stall haben im Produktionsaufgebot eine Arbeitskraft an die Feldbaubrigade abgegeben. Wir schaffen die Arbeit, verdienen mehr, die Gerda hat im Feldbau auch keinen Verlust, und die LPG hat den Vorteil.

Manches gefällt mir auch heute noch nicht, z. B. die 7,91 DM für die Arbeitseinheit. Chruschtschow sprach vom Pokal des Kommunismus, aus dem man nicht mehr trinken kann, als man hineingeschüttet hat. Hier geht es um den Pokal der LPG. Wenn ich viel aus ihm herausholen will, muß ich helfen, daß viel hineingetan wird. Also liegt's auch an mir. Ginge ich weg, sagte mir jemand, käme unsere LPG nicht so recht vorwärts. Das würde mir schon zu Herzen gehen.

Was man alles schaffen kann, zeigt uns ja die Sowjetunion. Es ist doch ein schönes Gefühl für die Genossenschaftsbauern, sagen zu können: Ich habe mitgeholfen.

Chruschtschow sprach auch von einer künftigen industriellen Landwirtschaft. Mancher, der jetzt in die Industrie geht, kommt dann in die Landwirtschaft zurück. Da bleibe ich lieber gleich hier und erlebe und gestalte die Entwicklung mit.

Und dann: Das Leben in unserer FDJ-Gruppe gefällt mir. Ich habe sie doch mit aufgebaut. Jetzt richten wir uns einen Jugendraum ein.

Meine Arbeitskollegin und Freundin Ursula Dobitz ist aus der Stadt zu uns gekommen — Industriearbeiter aufs Land —, und ich wollte weg. Aber ich habe meine Kündigung zurückgezogen, noch während des XXII. Parteitages. Und ich bin froh darüber.

Aufgeschrieben von Dieter Römmler

Aus aller Welt

Interview mit dem Leiter der Expedition, die die Genauigkeit der letzten sowjetischen Raketenversuche im Stillen Ozean überprüfte.

REDAKTION: In seinem Bericht an den XXII. Parteitag der KPdSU erinnerte Genosse N. S. Chruschtschow an die amerikanischen Schiffe, die sich im Gebiet des Einschlags der Raketen aufhielten. Sahen Sie diese, und mischten sie sich in Ihre Arbeit ein?

KOMMANDEUR DER ABTEILUNG: Die amerikanischen Schiffe und Flugzeuge ließen uns seit unserer Ankunft in dem Gebiet nicht für eine Minute in Ruhe. Selbst jetzt, da wir in die Heimat zurückkehren, folgt uns ein Wachtschiff. Bisher waren es sogar zwei Schiffe. Die amerikanische Luftwaffe überflog täglich unsere Schiffe in gefährlicher Höhe. Wir haben Fotos, die zeigen, daß die Überflüge nur einige Zentimeter über unseren Antennen stattfanden. Im Verlaufe der Versuche nahmen es sich die amerikanischen Schiffe heraus so zu manövrieren, daß sie sich in unsere Arbeit einmischten. Aber wir führten unsere Arbeit mit Ruhe fort.

REDAKTION: Wie war das Wetter bei Ihnen?

KOMMANDEUR DER ABTEILUNG: Das Wetter war unerträglich, mit einem Wort tropisch. Die niedrigste Tagestemperatur betrug 26–28 Grad plus, die Luft war sehr feucht, oft regnete es, wir hatten hohen Seegang und es schlingerte. All das zehrte am Organismus. Aber es war kein Hindernis für die erfolgreiche Durchführung der Versuche. Die großartigen Apparate und Geräte aus eigener Produktion arbeiteten in den Händen der Sowjetmenschen einwandfrei.

REDAKTION: Was können Sie über die Treffgenauigkeit der sowjetischen Raketen sagen?

KOMMANDEUR DER ABTEILUNG: Die Genauigkeit unserer Raketen ist wahrhaft märchenhaft. Es ist schwer, sich das vorzustellen, aber es ist eine Tatsache, die wir mit eigenen Augen sahen und die von den genauen Meßapparaturen auf unseren Schiffen bestätigt wurden. Alle Raketen schlugen, nachdem sie 12 000 km geflogen waren, genau an dem vorbestimmten Punkt ins Wasser. Sie gehorchten dem Willen des sowjetischen Menschen, und wir arbeiteten ruhig in der Zone. Zur festgelegten Zeit empfingen wir die Raketen, und es bestand keine Gefahr, daß sie seitlich vom angegebenen Ziel einschlugen.

Aus „Krasnaja Swesda"



Wir halten

Es waren keine leeren Worte, wenn Marschall Malinowski auf dem XXII. Parteitag der KPdSU feststellte, daß die Sowjetarmee „das Pulver trocken hält“. Er drückte sich sogar noch deutlicher aus: „Wir beabsichtigen nicht, irgend jemand zu überfallen, erklären aber gleichzeitig entschlossen, daß wir jeden Aggressor vernichten werden, der die Fackel eines Weltkrieges entzündet.“ Und die kampfbewährte Sowjetarmee, deren Gründungstag sich am 23. Februar zum 44. Male jährt, ist, gemeinsam mit ihren Waffenbrüdern, ausgezeichnet vorbereitet:
„1961 wurde eine große Anzahl verschiedener militärischer Übungen sowohl in unseren Streitkräften als auch gemeinsam mit den Bruderarmeen der Länder des Warschauer Vertrages durchgeführt. Bei all diesen Übungen wurde die Hauptaufmerksamkeit dem Studium der Raketen- und Kernwaffen und anderer neuer technischer Kampfmittel gewidmet sowie der Führung der Kampfhandlungen unter den Bedingungen der Anwendung von Massenvernichtungsmitteln durch den Aggressor . . .
Dabei wurde das Schwergewicht darauf gelegt, daß die Übungen unter Bedingungen durchgeführt wurden, die den Besonderheiten des modernen Krieges und einer möglichen Situation angenähert waren, die in der Anfangsperiode des Krieges im Falle eines Überfalles des Aggressors entstehen kann. Bei den Übungen wurden weitgehend neue Mittel zur Lenkung der Truppen verwendet, darunter Elektronenrechenmaschinen.“

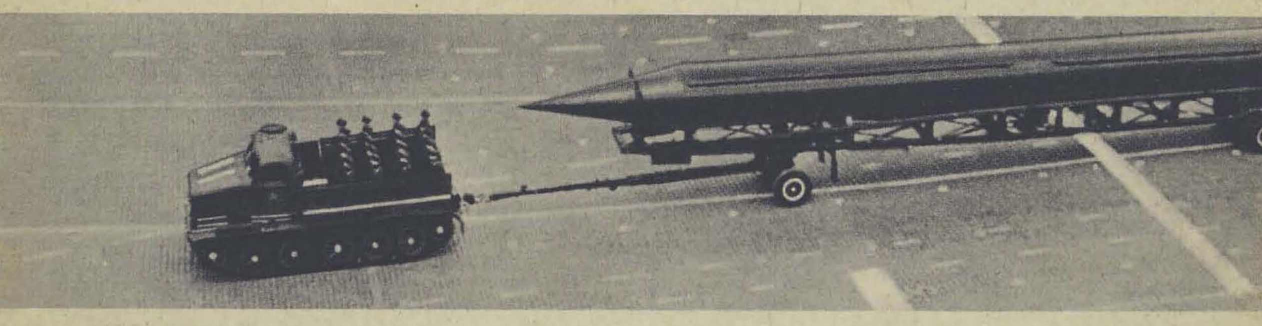
Die Kommunisten und Komsomolzen machen jetzt 82 Prozent der Angehörigen der Streitkräfte aus. Darin liegt die große Kraft unserer Armee und Flotte, die Grundlage des hohen politischen und moralischen Niveaus der Truppen, des Unterpfands für die erfolgreiche Lösung der vor ihnen stehenden Aufgaben zur Gewährleistung der Sicherheit der Heimat.

Marschall Malinowski schrieb noch weitere Goldene Worte in das Stammbuch der NATO-Strategen. Wir haben einige davon für unsere Leser ausgewählt.

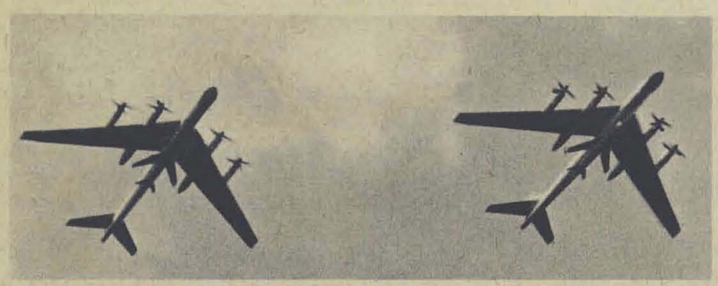


Die Hauptstärke der Kriegsflotte sind die Unterseeboote für verschiedene Zwecke, die unter den Bedingungen des Raketen- und Atomkrieges unvergleichlich wirksamer sind als Überseeschiffe. Dabei sehen wir als Basis unserer Unterwasserstreitkräfte die Atomunterseeboote an, die mit mächtigen Atomraketen ausgerüstet sind . . . Ich möchte hierzu bemerken, daß unsere mit Raketen ausgerüsteten Unterseeboote gelernt haben, gut unter dem Eis der Arktis zu fahren und genau ihre Stellungen zum Abschuß der Raketen einzunehmen, was für das sichere Treffen der Objekte auf dem Lande und auf dem Wasser sehr wichtig ist.

das Pulver trocken!



Wir verfügen über Kernwaffen mit einer Stärke von einigen Dutzend und bis 100 Millionen Tonnen Trotyl, und unsere ballistischen Raketen haben sich so großartig bewährt, daß niemand an ihrer Fähigkeit zweifeln kann, solche Kernladungen an jeden Punkt des Erdballs zu befördern, von dem aus ein Überfall auf die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder unternommen werden könnte.





In den letzten Jahren wurden die Geschwindigkeiten und die Gipfelhöhe der Kampfflugzeuge auf das 1,5- bis 2,5fache vergrößert. In immer größerem Umfange werden Raketen tragende Flugzeuge eingeführt, die imstande sind, dem Aggressor auf weite Entfernungen Raketen-Atomschläge zu versetzen, ohne in die Zone seiner Luftabwehr einzudringen. Das hat die Kampfmöglichkeiten unserer Luftstreitkräfte bedeutend erhöht.
Damit Sie eine Vorstellung von dem möglichen Ausmaß der Operation der Luftlandetruppen unter den heutigen Bedingungen erhalten, möchte ich Ihnen sagen, daß allein unsere Militärtransportmaschinen bei Übungen über 100 000 Fallschirmspringer absetzten, nicht gerechnet die Beförderung von Begleitpersonal und Lasten.





Der Mannschaftsbestand unserer motorisierten Schützendivision ist zahlenmäßig bedeutend kleiner als der der Divisionen gegen Ende des letzten Krieges. Dafür ist aber die Feuerkraft einer ihrer Salven ohne die Raketenwaffen auf mehr als das Vierfache gestiegen . . .
Nimmt man aber die Panzer, so gibt es davon in unseren heutigen motorisierten Schützen- und den Panzerdivisionen mehr als in den mechanisierten und Panzerkorps der Zeit des Großen Vaterländischen Krieges oder in den entsprechenden Divisionen eines jeden NATO-Landes.



Auf dem Schlachtfeld an der Wolga

Seht diese Hüte von Besiegten! Und
Nicht als man sie vom Kopf uns schlug zuletzt
War unsrer bittern Niederlage Stund.
Sie war, als wir sie folgsam aufgesetzt.

BERTOLT BRECHT.

VON WILLI BREDEL

Die historische Schlacht an den Ufern der Wolga fand am 2. Februar 1943 ihr Ende. Sie leitete den grundlegenden Umschwung im Großen Vaterländischen Krieg und im zweiten Weltkrieg ein. Im Feuer der Stalingrader Schlacht erblickte die Menschheit die anbrechende Morgenröte des Sieges über den Faschismus

Als im November 1942 die Rote Armee bei Stalingrad zur Offensive gegen die Hitlerwehrmacht überging und die faschistische Stoßarmee einkesselte, insgesamt an die 330 000 Soldaten und Offiziere mitsamt ihrem Armeestab, hatten die Kämpfe des zweiten Weltkrieges ihren Höhepunkt erreicht; vor Stalingrad, zwischen Don und Wolga, mußte die Entscheidung fallen. In jenen Tagen erhielten Walter Ulbricht, Erich Weinert und ich von der Politischen Hauptverwaltung der Roten Armee die Genehmigung, politische Aufklärungsarbeit an der Kesselfront von Stalingrad zu leisten. Hunderttausende junge Deutsche in der Hitleruniform standen vor der Vernichtung, wenn der sinnlos gewordene Kampf fortgesetzt wurde; es kam darauf an, möglichst viele von ihnen zu retten. Rettung aber war nur möglich, wenn die eingekesselten Soldaten und Offiziere die von der Roten Armee angebotene ehrenvolle Kapitulation annahmen und die Waffen streckten.

Walter Ulbricht und Erich Weinert waren an der Südfront des Kessels tätig, ich an der Nordfront. Es waren harte Tage und Wochen in der kahlen, vereisten Schneesteppe. Nachts, bei eisiger Winterkälte, hieß es bis in die vorderste Kampflinie vordringen, um von hier aus, waren die Lautsprecheranlagen aufgebaut, zu unseren Landsleuten zu sprechen. Am Tage mußten Flugblätter geschrieben werden, die im Kessel von sowjetischen Fliegern abgeworfen wurden.

Als wir nach einigen Wochen die ersten Erfahrungen gesammelt hatten und auch die ersten, wenn



Genosse Walter Ulbricht (×) mit Erich Weinert (rechts daneben) und anderen Kämpfern für ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland an der Kesselfront von Stalingrad.

auch vorerst noch bescheidenen Erfolge unserer Bemühungen vorlagen, trafen wir drei uns, zusammen mit sowjetischen Genossen, in einem kleinen Dorf hinter der Frontlinie zu einem Meinungs- und Erfahrungsaustausch.

Es war außerordentlich lehrreich zu sehen, wie Walter Ulbricht, der lange aufmerksam die Berichte, vor allem die Mitteilungen über die Gespräche mit deutschen Kriegsgefangenen oder Überläufern angehört hatte, gegen Ende der Beratung knapp und prägnant die wichtigsten politischen Schlußfolgerungen zog, die genau den Kern der Sache trafen. Die meisten der Berichte setzten sich zusammen aus Erlebnissen, Eindrükken, kleinen Episoden und Vorfällen und waren sehr subjektiver Natur. Walter Ulbricht leitete daraus objektive Erkenntnisse ab, sowohl was den Inhalt unserer Ansprachen und Flugblätter wie auch die Form, die Sprache, den Stil betraf. Wir hatten oftmals ganz zweifelsohne bei den uns gegenüberliegenden deutschen Soldaten politisch zu viel vorausgesetzt, in unserer politischen Argumentation zu oft an ihren „Ohren vorbeigeredet". Erich Weinerts Gedichte, auf Flugschriften und in Ansprachen eingebaut, hatten sich als wirkungsvoller erwiesen als lange, eingehende politische oder militärische Abhandlungen. Wir kamen überein, das eine zu tun, das andere zu verbessern, aber beide Methoden der politischen Beeinflussung anzuwenden. Ferner, nicht nur die einfachen Landser anzusprechen, sondern mehr als bisher auch den Offizier.

Die kleine Verschnaufpause hinter der Front tat uns gut. Ein unaussprechliches Glücksgefühl überkam uns, wieder in richtigen Betten schlafen zu können. Die Stunden gemütlichen und anregenden Beisammenseins in einer geheizten Stube waren Balsam für Geist und Körper. Nach drei Ruhetagen gingen wir zurück zu den sowjetischen Truppenteilen an die Kesselfront.

Ist es eigentlich notwendig, zu erwähnen, daß

Walter Ulbricht wie jeder andere die Strapazen und Gefahren, die mit unserer politischen Aufklärungsarbeit verbunden waren, kameradschaftlich teilte? Er stapfte unverdrossen mit in eisiger Kälte durch den Schnee, hockte gekrümmt und bebend vor Kälte in einem primitiven Erdloch und robbte mit den sowjetischen Soldaten über Schnee und Dreck durchs faschistische Sperrfeuer in die vordere Linie, wo das Mikrophon aufgestellt war. Erich erzählte mir, daß Walter Ulbricht ihm vorgeschlagen hatte, nicht jedesmal mit in die Frontlinie zu gehen, sondern gelegentlich Pausen einzulegen. Auf Erichs erstaunte Frage, warum er ihm dies vorschlage, hatte er von Walter die Antwort erhalten, er sei schließlich der älteste von uns; er müsse sich etwas schonen. „Was sagst du nur dazu?" fragte er, halb belustigt, halb ärgerlich. „Ich bin dreiundfünfzig, er fünfzig, er spricht aber zu mir, als wäre ich ein Greis."

Ich hatte im Wagen, der mich zum Divisionsstab brachte, einen großen Stapel Flugblätter, die wir drei gemeinsam geschrieben und unterzeichnet hatten. Das Flugblatt war an die Offiziere der deutschen Wehrmacht im Stalingrader Kessel gerichtet. Ich fand es besonders gelungen, weil es in einfacher und doch eindringlicher Sprache Herz, Gewissen und Verstand ansprach. Ich zog eines hervor und las noch einmal einige Abschnitte:

„Wir sprechen als Deutsche zu Ihnen. Wir befinden uns an der Front, Ihnen gegenüber. Es ist nicht unser Bedürfnis, ‚Propaganda' zu machen. Uns interessieren nicht Ihre politischen Meinungen. Uns leitet allein die Pflicht gegenüber dem deutschen Volke, vor allem die Pflicht gegenüber Zehntausenden deutschen Müttern, Frauen und Kindern, alles zu tun, deren Söhne, Männer und Väter vor dem zwecklosen Untergang zu bewahren. — — —

— — — Wenn ein Offizier es in solcher Lage für ehrenhafter hält, umzukommen, statt sich zu ergeben, so steht ihm das frei. Niemand aber gibt ihm das Recht, seine Soldaten zu einer Haltung zu zwingen, die den gesünderen Ehrbegriffen des Volkes widerspricht. — — —

— — — Mißbrauchen Sie nicht das Vertrauen Ihrer Mannschaften, indem Sie ihnen die Gefahr verschweigen, in der sie sich befinden! — — —"

Später las ich ein Flugblatt, das Walter Ulbricht an der Front geschrieben und unterzeichnet und das große Beachtung bei den deutschen Soldaten gefunden hatte. Genosse Ulbricht ging darin aus von einem erschütternden Abschiedsbrief eines deutschen Soldaten, der ihm in die Hände gefallen war, und schrieb dazu — und zwischen den Zeilen spürt man seine Trauer wie auch seinen Zorn über dergleichen „Selbstmordkandidaten":

„Ich weiß, manche von Euch haben schon in Briefen Abschied genommen von ihren Lieben in der Heimat. Wozu habt Ihr das notwendig? Ihr braucht nicht Schlachtopfer zu sein. Ihr habt noch einen Weg zur Rettung. Unser Volk will nicht, daß Ihr hier sinnlos sterbt. Eure Frau, Euer Kind wollen nicht, daß Ihr leichtsinnig Euer Leben wegwerft."

Von den 240 000 deutschen Soldaten, die bei Stalingrad starben, haben Tausende ihrem Leben selber ein Ende gemacht. Sie wußten keinen anderen Ausweg, waren in ihrer Verzweiflung blind und töricht. Sie waren in ihrem eingefleischten Mißtrauen auch taub vor jedem Wort von „drüben". In solchen Fällen war die Tragik total und hieß Tod. In Tausenden und aber Tausenden Fällen aber, wo Herz und Vernunft noch einigermaßen gesund blieben, das Gewissen noch rein war, haben Worte, schlicht und einfach und echt, so wie sie Walter Ulbricht fand, Menschen gerettet und ihnen einen neuen Lebensinhalt gegeben.

Ich habe von Walter Ulbricht an der Front bei Stalingrad erzählt. Wir Werktätigen in der Deutschen Demokratischen Republik tun alles, was in unseren Kräften steht, um unser Volk für alle Zeiten vor einer Wiederholung solchen schrecklichen Unheils zu bewahren. Dafür ist nicht zuletzt auch Walter Ulbricht ein Garant, der als Vorsitzender des Staatsrats an der Spitze unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates steht.

ERICH WEINERT

Das Weihnachtsflugblatt

Vom Himmel hoch, da komm ich her.
Ich bring euch keine Goebbels-Mär,
Ich bring euch keine Feindeslist,
Ich bring die Wahrheit, wie sie ist.

Die Wahrheit ist: Der Tag ist nah,
Da ist kein Hitlerstaat mehr da.
Wie glücklich, wer zu dieser Frist
Noch unversehrt am Leben ist.

Doch keiner mehr dem Tod entrinnt,
Wenn erst der letzte Schlag beginnt.
Wollt ihr, daß ihr zur Weihnachtszeit
Vor Stalingrad begraben seid?

Verzweifelt denken die zu Haus:
Nun endlich ist der Krieg bald aus.
Wenn nur dem Vater nichts geschieht,
Eh er die Heimat wiedersieht.

Doch wenn ihr euch gefangengebt,
Dann wissen sie: Der Vater lebt.
Und ist erst Hitlers Herrschaft aus,
Dann kommt er froh und heil nach Haus.

Vom Himmel hoch, da komm ich her
Und ruf euch: Zögert doch nicht mehr!
Die Wahrheit hab ich euch beschert.
Weh dem, der sie noch überhört!



MÄNNER UND MIG'S ▶

Dichter Frühnebel liegt über dem Flugplatz. Die MiG's stehen in Reih und Glied am Rande des Flugfeldes. Der dichte Nebel und die niedrige Wolkengrenze lassen einen Start noch nicht zu. Die Flugzeugführer der Staffel Hubert, die wir in ihrem Unterrichtsraum bei der Flugvorbereitung antreffen, hören das nicht gerne. Sie wollen fliegen, wollen zeigen, was sie mit ihren blitzenden Silbervögeln leisten können. Ihr Programm der fliegerischen Ausbildung hatten sie bereits Ende September vergangenen Jahres erfüllt, sagt uns Hauptmann Hubert, der Staffelkommandeur.



Er hat gerade den neuesten Stand ermittelt, der bei 120 Prozent liegt. Ein stolzes Ergebnis, das vom Minister mit der Verdienstmedaille der NVA in Bronze belohnt wurde.

20 Prozent mehr Starts zum Schutze des Luftraumes unserer Republik, das heißt höhere Gefechtsbereitschaft zur Sicherung des Friedens. Aber macht nur die Zahl der Starts die höhere Gefechtsbereitschaft aus? Beileibe nicht! Der Staffelkommandeur berichtet uns, daß diese Erfolge nicht wie ein Geschenk vom Himmel fielen; die Genossen mußten sie sich selbst herunterholen. Um die Mitte des Jahres, als sich die Genossen vornahmen, „Beste fliegende Staffel der Luftstreitkräfte" zu werden, stand in der Staffel längst nicht alles zum Besten. Die Genossen hatten damals in der fliegerischen Ausbildung zwar auch schon die Nase vorn, aber es haperte mit der Erziehungsarbeit.

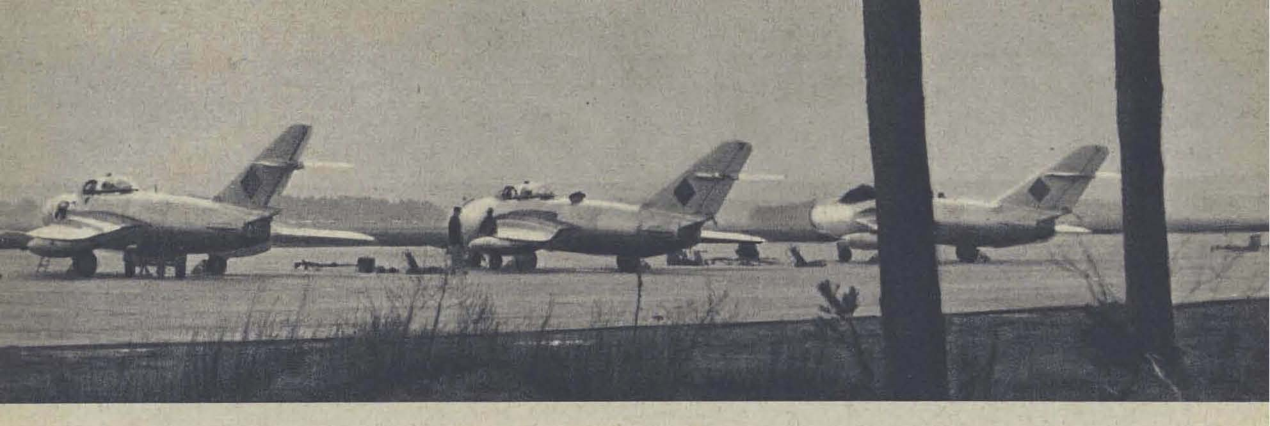
Die Parteigruppe räumte mit dieser Selbstzufriedenheit auf. Kritische Auseinandersetzungen schufen in allen Köpfen Klarheit und brachten die Genossen einander näher. „Nach dem 13. August suchten wir nach Möglichkeiten, die Ausbildung weiter zu verbessern. Dabei stellten wir fest, daß die Bodentrainingsgeräte für Blindflüge, Luft- und Erdzielschießen usw. noch nicht genügend genutzt wurden. Auch die Auswertung von Flugvorkommnissen aus anderen Einheiten trug dazu bei, die Qualität unserer Ausbildung zu steigern." Und so ganz nebenbei bemerkt der Staffelkommandeur, daß seine eigene Kette die beste des Geschwaders ist. So rundet sich unser Bild über die Männer, die mit ihren MiG's Tag und Nacht unter Einsatz ihres Lebens bereit sind, die Unantastbarkeit des Luftraumes unserer Republik zu gewährleisten.



Der erfahrene Kommandeur, Hauptmann Hubert, erläutert die Flugaufgabe.

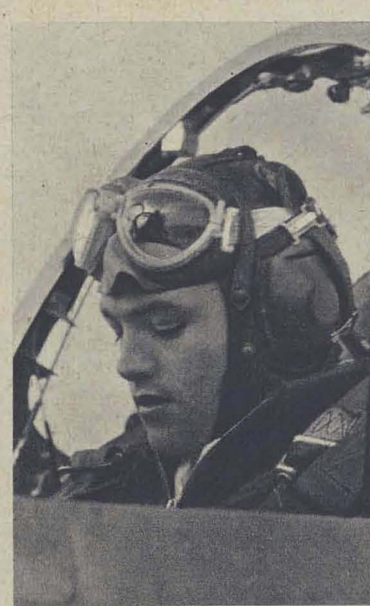
Letzte Flugberatung. Fast jeder hat tausend Flüge, aber jeder Flug wird gründlich vorbereitet.







Strebsam, mit sich selbst stets unzufrieden – das ist Leutnant Gareis.



Parteisekretär Leutnant Lange: „Auch Flugdienst ist Parteiarbeit."



Als „Benjamin" strebt Leutnant Mattke seinen Kameraden nach.

Als Kettenkommandeur hat Leutnant Fischer großen Anteil an der Erziehung des Kollektivs der Staffel.





Vom Kaiser den Adelstitel, von Hitler die Berufung in den Reichswirtschaftsrat, von der Adenauerregierung höchste Orden (unser Bild) – alle militaristischen deutschen Regierungen wußten den Wert des Hauses Siemens für ihre Kriegspolitik zu schätzen.

Kein Krieg ohne



Der bedeutendste irische Satiriker George Bernard Shaw bezeichnete es einmal als größte Ironie der Gegenwart, daß sich über dem Hafen von New York eine Freiheitsstatue erhebt. Offensichtlich sind die deutschen Imperialisten bemüht, auch in dieser Beziehung mit den USA zu konkurrieren. Wurde doch vor einem neuen Siemensgebäude ein Relief angebracht, das eine Frau zeigt und die Inschrift trägt: „Den unvergessenen Opfern des Weltkrieges 1939–1945 zum ehrenden Angedenken. Das Haus Siemens."

Das Haus Siemens also eine friedfertige Familie, in der besinnlich Rosenkränze und nicht besessen Rüstungsgewinne gezählt werden? Ein Haus des Mitleids für das Volk und nicht mit Leiden für das Volk? Werfen wir, um diese Ironie auf die Opfer des Weltkrieges, um diese Heuchelei vor der Welt voll zu begreifen, einen Blick in die Familienchronik derer von Siemens...

1847 gründete in Berlin-Schöneberg der Artillerieoffizier Werner Siemens mit dem Mechaniker Halske und 6000 geliehenen Talern die „Telegrafenbauanstalt". Siemens hatte als erster einen brauchbaren Zeigertelegrafen entwickelt. Sein erster Kunde war die preußische Armee, und sie sollte sein bester bleiben; denn kein Krieg ohne Siemens! Doch lassen wir sie selbst zu Worte kommen, Siemens contra Siemens.

1866, preußisch-österreichischer Krieg

Werner Siemens: „Diese gehobene Stimmung... blieb auch nicht ohne Rückwirkung auf unsere geschäftlichen Arbeiten. Magnetelektrische Minenzünder, elektrische Distanzmesser, elektrische Schiffssteuerungen und mit Sprengladung ausgerüstete Boote, ohne Bemannung feindlichen Schiffen entgegenzusteuern, sowie zahlreiche Verbesserungen der Militärtelegrafie waren Kinder dieser bewegten Zeit."

1870/71, deutsch-französischer Krieg

Werner Siemens an seinen Bruder Karl:

„Berlin, den 16. August 1870.

... Schade, daß wir nicht Sprengapparate, Distanzmesser und Leuchtapparate in Menge vorrätig haben. Damit ließe sich jetzt ein ausgezeichnetes Geschäft machen!... Überhaupt werden wir sehr viel zu tun behalten, der Krieg mag wie bisher eine gute oder auch eine schlechte Wendung nehmen. Im ersteren Falle wird ganz Frankreich okkupiert werden für einige Jahre, und Chauvin (Direktor der preußischen Telegrafenverwaltung, d. R.) bereitet sich schon vor, die ganze französische Telegrafie in seine Hand zu nehmen."

Erster Weltkrieg und seine Vorbereitung

Die offiziöse Siemensgeschichte über das Flottenbauprogramm, das 28 Linienschiffe und 52 Kreuzer vorsah:

„Siemens & Halske stellten also fest, daß ihr alter Kunde... nunmehr auf viele Jahre hinaus ein riesiges Bauprogramm vorhatte, über praktisch un-

Erteilt auf Grund des Ersten Überleitungsgesetzes vom 8. Juli 1949

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND



DEUTSCHES PATENTAMT

PATENTSCHRIFT

Nr. 938 417

KLASSE 72f GRUPPE 18

Hans Hoffmann, Erlangen
ist als Erfinder genannt worden

Siemens-Schuckertwerke Aktiengesellschaft, Berlin und Erlangen

Patentanmeldung bekanntgemacht am 12. Mai 1955
Patenterteilung bekanntgemacht am 20. Oktober 1955

begrenzte Geldmittel verfügte, das Beste vom Neuen zu erhalten wünschte ... Einen solchen Kunden findet man nicht oft. Man richtete ein besonderes Büro für ihn ein, die ‚Marineabteilung'."

Georg Siemens über die drahtlose Telegrafie: „Natürlich waren die ersten und wichtigsten Interessenten für das neue Nachrichtenmittel Heer und Marine."

Zweiter Weltkrieg

Karl Friedrich von Siemens am 19. 3. 1940: „Verglichen mit der Zeit des Weltkrieges, sind die Anforderungen, die der heutige Krieg an die elektronische Industrie auf ihrem ureigensten Gebiet stellt, um ein Vielfaches gestiegen. Solange der Krieg dauert, Menschen und Material vorhanden sind, wird sich an der Beschäftigung auch nichts ändern." Menschen waren jedenfalls vorhanden. Der Siemenskonzern unterhielt werkseigene KZs! Aktennotiz des Siemensdirektors Berrenberg vom 18. Juli 1941 (!) über eine Besprechung der Elektroindustrie mit der Wehrmacht.

Diese Patentschriften sind nur ein Beweis dafür, daß Siemens wieder für die Aufrüstung forscht und produziert. Ort des Verbrechens ist vor allem Westberlin. Auch ein Grund für die Notwendigkeit einer Freien Stadt Westberlin.

BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

DEUTSCHES PATENTAMT

PATENTSCHRIFT 1 044 630

1

Zielsuchende Einrichtung

Patentiert für:

Siemens & Halske Aktiengesellschaft, Berlin und München

„Telefunken erbat die Betreuung nachstehender Firmen: Krasnaja Swesda in Leningrad ... Auf diese Fabrik erhoben Siemens & Halske und M & G gleichfalls Anspruch ... Nachdem die anderen Firmen irgendwelche Werke verlangten, meldete er (der Vertreter von Siemens & Halske, d. R.) die nächsten Fabriken an" ...

So märchenhafte Gewinne der Siemenskonzern in den beiden Weltkriegen erzielte — er erlitt auch schwere Verluste. 1917 verlor er Betriebe in Leningrad, Gorki, im Kaukasus, und es war noch Salz in diese Wunden, daß sich das sowjetische Volkskommissariat für Auswärtige Angelegenheiten größtenteils aus ehemaligen Siemensarbeitern rekrutierte. 1945 büßte der Konzern zwischen Elbe und Oder zehn Werke und in rund 16 Städten der DDR technische Büros ein. Doch wer glaubt, gebrannter Siemenskonzern scheute fortan das Feuer des Krieges, kennt nicht die Natur des Imperialismus. Was Siemens alle Erfahrungen der Geschichte in den Wind schlagen ließ, heißt Profit!

Das sind einige Jahresumsätze von Siemens:

1936	650 000 000 Reichsmark
1949	508 000 000 DM
1950	635 000 000 DM
1951	990 000 000 DM.

56 Prozent Umsatzsteigerung in einem Jahr — ein goldenes Jahr für Siemens. Es war das Jahr der Hochkonjunktur während des Koreakrieges!

Das lohnendste Geschäft ist jedoch für Siemens heute wie gestern die deutsche Aufrüstung. Über den Verkauf von Siemens-Funkgeräten des Typs PRC 8—10 an die Bundeswehr heißt es z. B. in der „Frankfurter Rundschau" vom 16. 4. 1957: „Die Techniker des Bundesverteidigungsministeriums können sich an den fünf Fingern ausrechnen, was die Firma an diesen Artikeln verdient. Es ist das Fünffache des sonst in dieser Branche üblichen Gewinnsatzes."

Noch nie war die Rüstung für die Elektroindustrie so lohnend wie heute. Etwa 30 Prozent der Kosten eines Jagdflugzeuges und 50 Prozent einer Rakete fallen auf die Elektronik und Elektrotechnik. Jeder Starfigther kostet mit Ersatzteilen 7 Millionen Mark. 1500 werden vorerst für die Bundeswehr gebaut. Summa summarum sind das 10 Milliarden Mark, von denen 3 bis 3½ Milliardenfür die Elektroindustrie abfallen. Also hängte sich der Siemenskonzern ebenso wie in das Raketen- und Atomgeschäft auch in die Starfigtherproduktion ...

Ein Geschütz zählt zur Militärtechnik und auch eine Granate. (Dies ist so selbstverständlich, daß es fast platt klingt.) Ein Radargerät dagegen kann für einen Zivil- oder Militärflugplatz gedacht sein, die Telegrafie kann der Post oder der Truppenführung dienen. Rein äußerlich gibt es also in der Elektroindustrie oft keinen Unterschied zwischen ziviler und militärischer Produktion. Und deshalb sind Krupp, die IG-Farben und auch Messerschmidt als Exponenten der Rüstung wohlbekannt, aber weniger die Elektrokonzerne. Das Geheimnis der Kriege lüften, heißt jedoch auch dem Hause Siemens, dem hinsichtlich der Beschäftigtenzahl (176 000) nach der IG-Farben größten deutschen Konzern, die Maske herunterzureißen.

H. Huth



Heiraten – mitunter ein „Muß?"

Es fing so harmlos an – ein netter Brief, der die Bekanntschaft vermittelte, dann die ersten Gespräche, tastend und Wege suchend, Möglichkeiten abwägend; Beziehungen, die bald intimer wurden und in immer engerem Vertrautsein endeten, wie das so ist auf der Welt. Ja, bis es dann plötzlich soweit war und das Kind seinen Namen bekam . . .

„Schöne Geschichte!", höre ich jetzt schon diesen oder jenen Leser sagen. Warum, bitte, wieso eigentlich? Und wenn Sie mich verdammen – ich finde das wunderbar.

Stellen Sie sich vor, da kommt eines Tages ein netter Brief, geschrieben von zwei jungen Soldaten, Rüdiger Witt und Klaus Hartmann. „Neulich haben wir bei uns darüber diskutiert", erzählen sie, „ob man ein Mädchen, das ein Kind bekommt, in jedem Fall heiraten muß, auch wenn man es sonst vielleicht nicht getan hätte. Die Meinungen sind sehr auseinandergegangen. Wäre das nicht ein Thema für die aktuelle Umfrage der ‚Armee-Rundschau'?"

Ja, so fing es an. Und nachdem sich die schon erwähnte Geschichte abgespielt hatte, startet sie nun heute, unsere aktuelle Umfrage „Heiraten – mitunter ein ‚Muß'?" Das Kind ist geboren und hat seinen Namen.

Ein Kind wird geboren, unehelich – das ist hier das „Corpus delicti", um welches sich sowohl Erfreuliches wie Unerfreuliches webt.

Im Gegensatz zu manchen anderen Genossen weiß *Gefreiter Wolfgang Schulze (20)* hierzu eine hübsche Geschichte zu erzählen: „Als ich noch in meines Vaters Werkstatt lernte, wurde ich mit einem Mädel bekannt, das mir gut gefiel", berichtet er. „Wir gingen zusammen, verstanden uns gut, hatten uns lieb und waren uns auch einig, später einmal zu heiraten. Da fuhr mein Vater dazwischen. Ihm paßte es nicht, daß meine Freundin ‚nichts hatte'. Er verbot mir den Umgang mit ihr und nahm mir sogar mein Motorrad weg, damit ich nicht mehr zu ihr fahren konnte. Ich hab's aber trotzdem getan und außerdem bei meinem Vater aufgehört. Erst ging ich als Schlosser zur MTS, später zur Armee. Mit meiner Freundin bin ich zusammengeblieben. Und als dann eines Tages der ‚Kleine' kam, waren meine Eltern mit einem Mal ganz anders. Jetzt, wo das Kind da ist, sind sie mit der Heirat einverstanden. So habe ich sie faktisch durch ein ‚zeitweilig' uneheliches Kind gezwungen, mir doch ihren ‚Segen' zu geben!"

Aber kommen wir nun vom Spaß des Lebens zum Ernst des Lebens. „Wir wollen nicht die Augen vor den Tatsachen verschließen: Manches Kind ist das ausgesprochene Produkt einer schwülen Tanzpause." *Dr. med. Alexander Kraatz (47)* beruft sich mit dieser Feststellung auf die Erfahrungen seiner langjährigen Praxis als Frauenarzt und erklärt weiter: „Mädchen wie Jungen von achtzehn, neunzehn Jahren sind nun einmal oft extrem liebesdurstig, wenngleich das Wörtchen ‚Liebe' nicht ganz dazu paßt; eher müßte man sagen, es ist eine Art Experimentierlust in Dingen des Sexuallebens. Man hat hier und da etwas gehört, es wird soviel von den stillen und erregenden Stunden des Alleinseins, des vollen Gelöstseins im Miteinander der Geschlechter gesprochen – also probiert man's halt einmal. Aus dem einen wird das zweite, dritte, vierte Mal. Und infolge der noch völlig unzureichenden sexuellen Aufklärung durch Elternhaus und Schule gibt man sich unüberlegt hin, leichtfertig und ohne zu prüfen, wer der Partner ist, in einem plötzlichen Rausch, in der Sucht, das andere Geschlecht möglichst bis ins ff kennenzulernen. Ja, und dann kommt es eben in manchen Fällen sehr schnell zu einem nicht gewollten neuen Menschenleben, von den leichtfertigen Erzeugern mit Ängsten und Bangen erwartet, mitunter sogar insgeheim verwünscht, eben deswegen, weil sich beide Partner nur auf erotischer, sexueller Grundlage zusammengefunden haben, ohne sittlich und menschlich reif zu sein, das neue Leben freudigen Herzens zu empfangen, zu behüten und gemeinsam zu erziehen."

Eines schönen Tages ist es also dann da, das „Malheur", wie *Unteroffizier Werner Frenkel (19)* sich ausdrückt. Es kommt die Frage: Was tun? „Sofort heiraten!", antwortet *Pionier Heinz Mages (19)*. „Warum das Mädel in Unannehmlichkeiten bringen und warum zahlen, das erschwert doch auch nur das Leben?" – „Schließlich", ergänzt *Matrose Siegfried Wendt (18)*, „soll das Kind ja einen Namen haben."

„Welcher Unverstand steckt gerade hinter diesem Bestreben!", entgegnet *Oberrichter Wolfhilde Dierl*. „Ist der Name der Mutter schlechter oder unehrenhafter als der des Vaters? Kann der für das Kind so gewonnene Name des Kindesvaters später je-

mals das Nichtverstehen, Aneinandervorbeileben der Eltern aufwiegen? Manche Ehe, die nur geschlossen wurde, damit das Kind ‚einen Namen bekam', ist später zerbrochen, weil unter dem Zwang der Verhältnisse eine Bindung eingegangen wurde, die für die Partner eine Fessel war und oft ihr Leben erschwerte."

„Drückt sich aber ein Mann nicht vor der Verantwortung, wenn er ein uneheliches Kind gezeugt hat und nicht bereit ist, die Mutter seines Kindes zu heiraten?" fragt zweifelnd *Flieger Jürgen Rosenberg (19).*

Feldwebel Günter Walde (24) beantwortet diese Frage mit einem uneingeschränkten „Ja!", während *Helga Radtke (28)* meint, „Nicht in jedem Fall. Man sagt zwar oft: ‚Dazu war ihm die Frau gut genug; nun soll er sie auch heiraten!' Richtig, aber nur dann, wenn sich die beiden Menschen geprüft haben und das Bewußtsein in sich tragen, das ist der Mensch, mit dem das Leben für mich erst lebenswert ist."

Unterleutnant Fischer (23) kleidet seine Ansicht in folgende Worte: „Wenn keine beiderseitige Zuneigung vorhanden ist, soll man lieber zahlen." Und *Obermaat Adalbert Kasten (23)* erklärt kategorisch: „Ein ‚Muß' zur Ehe gibt es überhaupt nicht. Das ist nicht drin. Wenn ein Kind da ist und ich verstehe mich nicht mit der Frau, was hat es dann für einen Sinn, wenn ich sie heirate?"

„Ich stehe auf dem Standpunkt, daß allein ein Kind kein ‚Bindemittel' zweier junger Menschen sein kann und sein darf", sagt *Gisela Dehlau (18).* Daraus folgert sie: „Wenn ich weiß, daß ich mit dem Vater meines Kindes keine harmonische Ehe führen kann (ich denke hierbei an ein großes Vertrauensverhältnis zueinander, an gemeinsame Interessen und nicht zuletzt an die gleiche Grundeinstellung zum Leben), dann würde ich als Mädchen selbstverständlich auf eine Ehe mit diesem Mann verzichten." Und *Christel Lindner (21),* Mannequin im VEB Treffmodelle Berlin, antwortet: „Fehlt das gegenseitige Verständnis, so ist es besser, wenn nicht geheiratet wird." — „Mir würde vor allem das Kind dabei furchtbar leid tun", ergänzt die *Filmschauspielerin Angelica Domröse.* „Wenn die Beziehungen zwischen den Elternteilen arm und freudlos sind, wird das Kind gleichfalls arm und freudlos aufwachsen. Wer jedoch will das verantworten? Ich meine, es sind durch den Krieg so viele Kinder auch ohne Vater ordentliche Menschen geworden. Zudem muß man doch daran denken, daß heute auch die alleinstehende Frau durch die Fürsorge und Unterstützung unseres Staates alle Möglichkeiten hat, ihr Kind zu einem vollwertigen Menschen zu erziehen und sich und ihrem Kind ein freudvolles, inhaltsreiches, von keinerlei materiellen Sorgen getrübtes Leben aufzubauen. Gerade deswegen muß andererseits aber gesagt werden, daß diese Tatsache natürlich kein Freibrief für Leichtsinn und Verantwortungslosigkeit in den Beziehungen der Geschlechter zueinander sein darf."

Damit ist zugleich auch das Urteil über jene gesprochen, die da meinen, ein uneheliches Kind wäre eine „Schande" für die junge, unverheiratete Mutter. „In jedem Fall steht die Mutter mit ihrem Kind unter dem besonderen Schutz des Staates", bekräftigen *Ursel (20) und Gerd Härtling (21).* „Etwas ganz anderes wäre es, wenn wir nüchtern überlegten, ob die uneheliche Kindschaft wünschenswert ist", wirft *Professor Dr. med. Rudolf Neubert* in die Debatte. „Wir werden zu dem Schluß kommen, daß sie es nicht ist. Denn jedes Kind braucht Vater und Mutter, braucht Geborgenheit, Sicherheit, braucht die Hinwendung der Eltern. Das uneheliche Kind muß aus äußerlichen Gründen vieles davon entbehren. Ganz ohne moralische Verurteilung, ohne daß wir von Schande oder Nichtschande sprechen: Wir werden zu dem Schluß kommen, jedem Kind die volle Familie zu wünschen."

Mit diesen Worten rührt der Verfasser des bekannten „Ehebuches" und Direktor des Instituts für Sozialhygiene der Friedrich-Schiller-Universität Jena an das Problem der eigentlichen Verantwortung



„... fehlt das gegenseitige Verständnis, so ist es besser, wenn nicht geheiratet wird ..."

in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Hören wir zunächst, was *Stabsgefreiter Roland Krüger (20)* zu berichten hat.

„Es fing so harmlos an", leitet er seine Geschichte ein. „Wir lernten uns beim Tanzen kennen. Na, wie das so ist, nach einer Weile kamen wir uns näher. Sie sah gut aus und gefiel mir. Als ich bat, sie nach Hause bringen zu dürfen, sagte sie ja. Der Weg war ziemlich weit und führte uns durch einen Wald. Es war Sommer – und schließlich passierte es. Neun Monate später war dann das Kind da. Wir waren schon lange auseinander, ich hatte längst eine andere Freundin. Geheiratet habe ich nicht; wir kannten uns ja kaum . . ."

Ja, wie steht's denn nun hier mit der so oft beschworenen Verantwortung?

„Der Mann hat schuld", urteilt *Meister Wolfgang Mühlenbeck (23)*. „Kein Mädchen wird wollen, daß aus einer nur oberflächlichen Bekanntschaft gleich ein Kind entspringt." *Kanonier Waldemar Schönherr (18):* „Ich finde, es ist schon mehr als leichtsinnig, gleich beim ersten Kennenlernen ein intimes Verhältnis anzuknüpfen. Man muß doch erst einmal näher miteinander bekannt werden, damit man überhaupt weiß, wen man vor sich hat und wer die Partnerin ist." *Unterfeldwebel Horst Böttcher (25):* „Bei manchen Leuten ist wirklich der Verstand im Eimer, wenn sie eine Schürze sehen!" *Stabsgefreiter Manfred Karwinski (21):* „Vor allem muß ich mir vorher überlegen, was daraus entstehen kann." *Soldat Wilfried Grubner (19):* „Die eigentliche Verantwortung des Jungen wie des Mädchens beginnt bei der Partnerwahl; und dann sollte jeder nicht nur nach dem sexuellen Erlebnis streben, sondern sich prüfen, ob die Partnerin bzw. der Partner ein wirklich liebenswerter, sympathischer, aufgeschlossener Mensch ist, mit dem man sich versteht und mit dem man in jeder Hinsicht harmonieren kann. Erst, wenn das klar ist, sollte auch die körperliche Liebe zu ihrem Recht kommen. Wer anders handelt, der handelt in meinen Augen zugleich auch verantwortungslos."

Schließen wir dieses Thema ab mit einem Aphorismus des französischen Moralisten La Rochefoucauld, mit dem *Dr. med. Gunter Rieck (31)* antwortete: „Dieselbe Festigkeit, die hilft, der Liebe zu widerstehen, macht sie auch tief und dauernd, und schwache Menschen, die beständig ein Spielball der Leidenschaften sind, haben selten wahre."

Damit wären wir eigentlich so gut wie am Ende, wenn nicht *Unteroffizier Alfred Kern (21)* einen Einwand hätte. Den nämlich, daß sich manche Genossen von vornherein von einem Mädchen abwenden, wenn sie erfahren, daß es ein uneheliches Kind hat. Er findet das ebensowenig berechtigt wie *Gefreiter Siegfried Thiele (22):* „Man soll das Kind nicht als Hemmschuh ansehen", spricht der Chorsänger des Erich-Weinert-Ensembles. „Sollte ich das Mädchen gern haben und lieben, weil es ein netter, anständiger und mit beiden Beinen im Leben stehender Kerl ist, warum, zum Teufel noch mal, sollte ich sie dann nicht heiraten?"

Gefreiter Frank Lange (19) pflichtet ihm bei, wenn er erklärt: „Ein Mädel mit einem unehelichen Kind muß noch lange kein ‚leichtes Mädchen' sein. Wer weiß, vielleicht war ihr erster Freund die größte Enttäuschung ihres Lebens? Und außerdem: Warum soll denn gerade der junge Mann das Recht haben, päpstlicher zu sein als der Papst, während er oft genug von dem Mädel verlangt, über ein uneheliches Kind, das er irgendwo hat, hinwegzusehen? Zweierlei Maß gibt's nicht, möchte ich denen nur sagen, die so denken!"

Ein klares Wort – das mir weitere erspart. Deshalb Schluß für heute, und auf ein neues Wiedersehen in einem Monat

Ihr

Karl Heinz Freitag



„. . . man soll das Kind nicht als Hemmschuh ansehen . . ."

Aus dem Kuba-Tagebuch von Bodo Uhse

Im Schaukelstuhl

(9. Juli 1961) Unsere Barkasse brummelt verdrossen am Rande einer kleinen Bucht dahin, wo sie uns im verwegenen Schwung einem Motorboot mit einer bunten Gesellschaft nähert. Auf dem schwankenden schrägen Vorderdeck steht ein junger Mann in der Uniform der Rebellenarmee, die hohe Mütze weit in den Nacken zurückgeschoben. Er wirft ein Tau herüber, als das Boot längsseits kommt, und springt, uns festzumachen, zu uns auf Deck. So lernen wir Raoul Castro kennen, den Bruder und Mitkämpfer Fidels, mit neunundzwanzig Jahren Verteidigungsminister Cubas und Gouverneur der Provinz Oriente. Er macht uns mit seiner Frau, Vilma Espin, bekannt, deren sanftes Profil nicht vermuten läßt, daß sie zwei Jahre hindurch, Seite an Seite mit ihrem Mann, erst in den Wäldern der Sierra Maestra gekämpft hat und dann an der „zweiten Front", die Raoul Castro im März 1958 mit zweiundachtzig Mann und ganzen dreiundfünfzig Gewehren im Nordosten der Provinz Oriente eröffnete.



„Was konnten Sie mit dieser armseligen Bewaffnung schon ausrichten?" fragten wir Raoul Castro später, als wir auf einer schattigen Veranda hoch über der Bucht zusammensitzen.

„Wir hatten ja noch andere Waffen zur Verfügung", meint der Befragte, während er sich im Schaukelstuhl wiegt. „Wir bildeten eine eigene Verwaltung, wir verteilten an Hunderte von Bauern das Land, um das sie schon so lange gekämpft hatten. Damit rissen wir — ich meine das wörtlich — dem Feind den Boden, auf dem er stand, unter den Füßen weg. Und damit löste sich später auch das Problem der Bewaffnung. Die Truppen Batistas warfen uns ihre Gewehre und Maschinenpistolen geradezu in die Arme, bevor sie sich uns ergaben."

„Und was machten Sie mit den Gefangenen?"

„Was sollten wir schon mit ihnen machen? Wir hatten keine Lager, um sie einzusperren, wir hatten keine Nahrung, um sie durchzufüttern, wir hatten keine Truppen, um sie zu bewachen. Da haben wir sie eben laufen lassen. Einige wenige von ihnen mögen sich wieder in Batistas Tyrannenheer eingereiht haben, die Mehrzahl gehört zu unseren besten Propagandisten."

Es bleibt nicht bei diesen beiden Episoden, so typisch für die Form, in der die Rebellen den Guerillakrieg gegen den Diktator führten. Doch das Gespräch geht hin und her und das Thema wechselt. Wir sitzen in einem weiten Rund, wiegen uns in unseren Schaukelstühlen und trinken aus hohen Gläsern, in denen die Eisstücke leise klirren, Rum mit Coca-Cola. Neben Raoul Castro sitzt der grauhaarige Bezirkssekretär der Sozialistischen Volkspartei, der Genosse Carbajal, der uns von seinem Besuch in Berlin erzählt und noch immer nicht begreifen kann, warum sein Betreuer es nicht zuließ, daß er auch nur einmal, ein einziges Mal in Ruhe eine Bockwurst und ein Glas Bier in einer Berliner Kneipe verzehren konnte.

(Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Aufbau-Verlages)



KANONE mit Motor und Lenker

Gesamtansicht der selbstfahrenden Kanone (SFK).

Die SFK in Gefechtslage. Lenker und Spornrad sind abgeklappt, damit der Erdsporn des Holmes ins Erdreich dringen kann. Auf dem rechten Holm ist der Munitionskasten für den Reservekampfsatz sichtbar. ◄



Die Rohrmündungsbremse. Sie dient neben der Rohrbremse zum Abfangen des Rohrrücklaufes. Es handelt sich hier um eine Rohrmündungsbremse mit Lamellen. ▼



Unter den Geschützen verschiedener Bestimmung und Kalibers ragt eines besonders hervor. Nicht etwa weil es besonders schwer oder groß in seinen Ausmaßen wäre, vielmehr wegen seines Eigenantriebes. Gemeint ist die 85-mm-selbstfahrende-Kanone (SFK). Ihr eigener Antrieb verleiht ihr gleichsam den Charakter eines speziellen Dreiradfahrzeuges. Der Vorteil der Eigenbeweglichkeit liegt darin, daß die SFK ihre Stellung rasch beziehen und wechseln kann. Die Bedienung unterliegt dabei keinen unnötigen Belastungen, sondern kann ihre Kräfte voll und ganz den Feueraufgaben widmen.

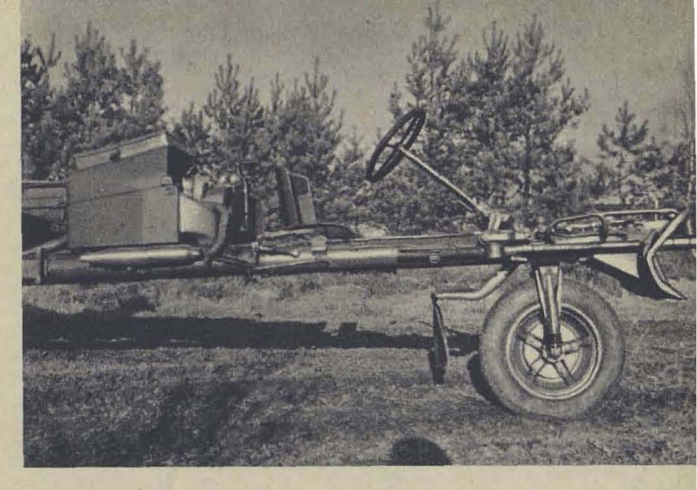
Der Hauptverwendungszweck unserer 85-mm-SFK liegt in der Panzerabwehr. Weiterhin wird das Geschütz gegen lebende Kräfte des Gegners, Feuermittel und -nester, Befestigungsanlagen (vor allem Schießscharten) und ähnliche Ziele eingesetzt. Für diese Aufgaben eignet sich die selbstfahrende Kanone besonders ihrer ausgezeichneten Treffgenauigkeit wegen. Ein halbautomatischer Verschluß — er braucht nur beim ersten Schuß manuell betätigt zu werden — sichert eine sehr hohe Feuerfolge, so daß eine massive Wirkung auf das Ziel erreicht wird.

Wenden wir uns bei der weiteren Vorstellung des Geschützes dem Besonderen, nämlich dem Antrieb zu. Der Name, selbstfahrende Kanone, sagt ja schon alles. Das heißt aber nicht, daß sie nicht von einem Zugmittel (Kfz) transportiert werden kann. In der Regel ist das so. Aber im Gelände, in die gedeckte Stellung, fährt die Kanone mit eigener Kraft.

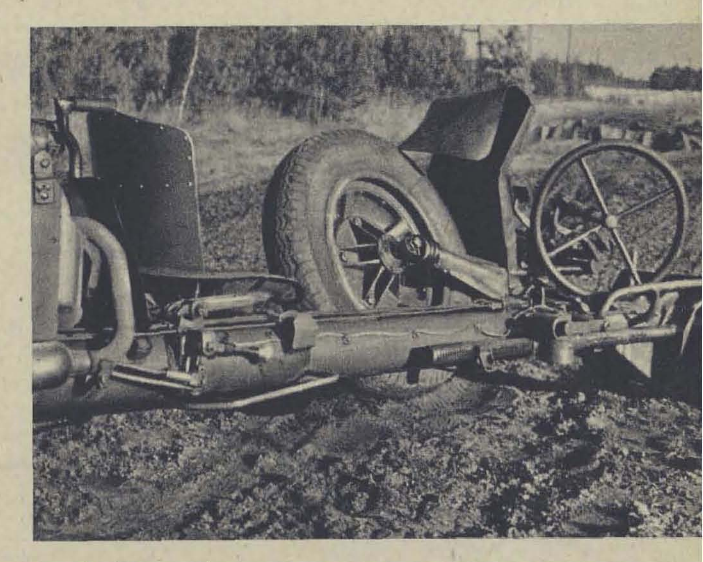
Ihr Antrieb ist ein Viertakt-Otto-Motor mit einer Leistung von 22 PS, der dem Geschütz eine maximale Geschwindigkeit von 25 km/h auf Straßen verleiht. Die minimale Geschwindigkeit liegt unter 5 km/h und wird durch eine Getriebeuntersetzung erreicht. Im Gelände hängt die Geschwindigkeit von den jeweiligen Geländeverhältnissen ab. Ein Differentialgetriebe verhindert, daß bei Sand, Morast oder Acker die Räder durchdrehen. Und sollte es einmal passieren, daß die Kanone versackt, dann fungieren die Scheiben an den Radfelgen als Spill, und die Kanone kann sich selbst befreien.

Bleibt noch zu erwähnen, daß der Motor Steigungen bis zu 27 Grad schafft und das Geschütz sowohl vorwärts als auch rückwärts bewegt. Gelenkt wird dabei wie in einem Kfz.

Alles in allem: Unsere SFK ist eine schlagkräftige moderne Waffe mit hohen taktischen Eigenschaften. *-ke-*

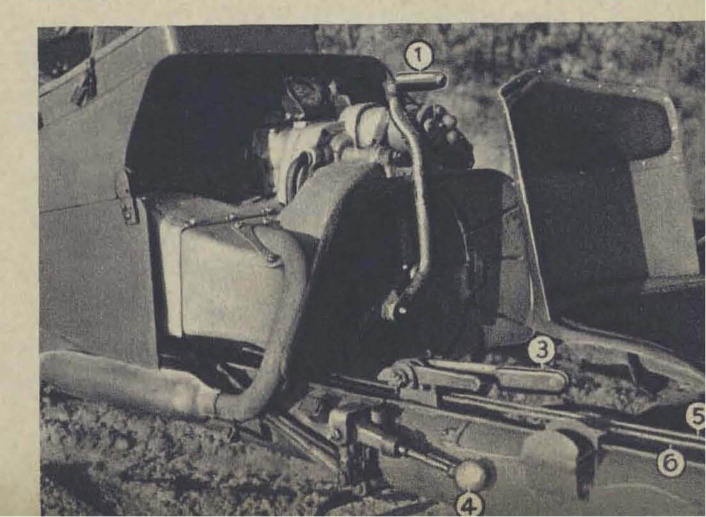


Die Kanone in Marschlage. Spornrad und Lenker sind aufgeklappt, die Holme geschlossen. Ganz rechts die Anhängekupplung für den Transport mit Kfz.



Das abgeklappte Spornrad und der Lenker während der Feuerführung des Geschützes. Vor dem Spornrad sehen wir das hochgestellte Spritzblech.

Motor und Fahrersitz der SFK. 1 – Starthebel, 2 – Hebel zum Umstellen auf den Geländegang, 3 – Klemmhebel für Gasgestänge, 4 – Gangschaltung, 5 – Kupplungsgestänge, 6 – Gasgestänge. ▼



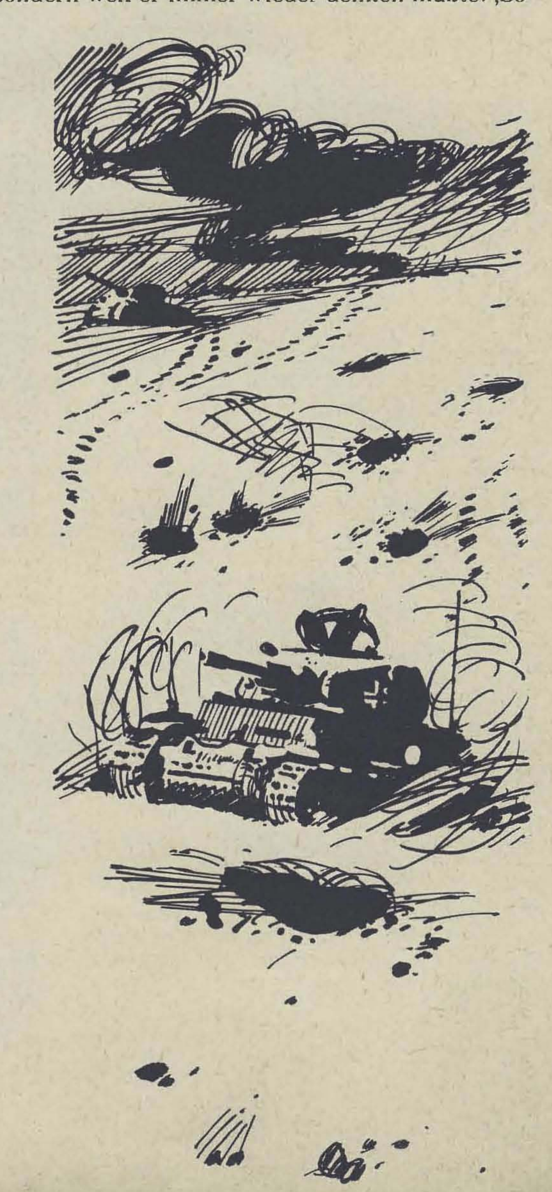
Angriff abgeschlagen

Als der Beschuß begann, zogen Sinzow und Bajukow das Maschinengewehr ein wenig aus der Schießscharte zurück, damit nicht ein verirrter Splitter den Lauf beschädige, und sie selbst setzten sich ein Stück tiefer auf den Boden des Schornsteins, der mit harten feuerfesten Ziegeln ausgelegt war. Daß der Feuerüberfall heftig und genau war, erkannten sie sofort. Alles ringsum dröhnte unter den nahen Einschlägen, aber im großen und ganzen fühlten sie sich bei diesem Beschuß hier im Schornstein fast in Sicherheit, denn die vielen Reihen des feuerfesten Steins konnte nur ein aus nächster Nähe in direktem Beschuß abgefeuerter Volltreffer durchschlagen, und er durfte auch nicht schräg auftreffen, sondern mußte senkrecht kommen. Splitter konnten nur schwerlich einen Weg in den Schornstein finden: Schon vorgestern hatten Sinzow und Bajukow den Schornstein mit Kesselblechen bedeckt, die, wie der Zugführer Sirota sagte, wahrscheinlich zum Bau der Ofentüren bereitlagen. Das Blech war stark, an die zehn Millimeter, und zwei solcher Tafeln bedeckten fast die ganze Schornsteinöffnung, nur ein schmaler Spalt war freigeblieben. Der Rauchabzug führte durch das Fundament, und jetzt benutzten sie ihn als Eingang in den Schornstein.

Ein richtiger Bunker, hatte Sirota gestern gesagt, und genau die gleiche Meinung hatten auch Sinzow und Bajukow von ihrem Schornstein. Nur eins konnte sie auf einen Schlag vernichten, nämlich ein Volltreffer von oben auf die den Schornstein bedeckenden Blechtafeln. Dann natürlich gab es für sie keinen Schutz mehr, und nur ein Fettfleck würde von ihnen beiden übrigbleiben. Aber mit einem solchen Mißgeschick rechneten sie nicht einmal jetzt unter dem Beschuß mehr als mit irgendeiner anderen Todesgefahr, die einem im Krieg in dieser oder jener Form ohnehin nicht verläßt.

Das Feuer der Deutschen wurde immer stärker. Bajukow krempelte nacheinander alle seine Taschen um und sammelte krümelweise den Machorka, der sich in den Nähten angesammelt hatte. Gestern hatte es wieder keinen Tabak gegeben. Deshalb hatte er diese Operation schon einmal durchexerziert, trotzdem aber wiederholte er sie heute noch einmal mit größter Sorgfalt. Das Feuer war immerhin so heftig, daß er nervös wurde, und deshalb wollte er rauchen. „Du möchtest wohl zwei Ernten einbringen von einer Aussaat“, schmunzelte Sinzow, als er Bajukows vergebliches Bemühen bemerkte, dann stand er auf, trat an die Schießscharte und schaute hinunter auf die schneebedeckte Talsenke, die vor ihm lag.

In dieser Mulde, einem leeren Raum, schlugen auch Granaten ein, aber nicht so häufig, dafür breitete sich auf der Höhe mit den drei Häuschen über den Stellungen der benachbarten Züge eine geschlossene Qualmwolke aus. Dort detonierten die Granaten dicht nebeneinander, und eins der drei Häuschen war bereits verschwunden, als hätte es nie da gestanden. Statt seiner sah man einen leeren, verqualmten Fleck. Sinzow wurde beklommen ums Herz, aber nicht deshalb, weil er etwa von dem anhaltenden Beschuß erschrocken wäre, sondern weil er immer wieder denken mußte: ‚So-



bald sie aufhören zu schießen, greifen sie an.' Er hockte sich neben Bajukow an die Wand und wartete auf das Ende des Beschusses ... „Hör mal!" schrie Bajukow dicht an Sinzows Ohr, um das Krachen der Artillerie zu übertönen. „Ich glaube, die Jungs dort haben einen Volltreffer abgekriegt!"

Sinzow trat an die zweite Schießscharte, und durch den sich auflösenden Qualm sah er, daß eine der unfertigen Mauern der Ziegelei auf einmal niedriger zu sein schien.

„Es sieht ganz so aus", sagte er bekümmert.

Das war ungefähr zehn Minuten nach Beginn des deutschen Feuerüberfalls. Das Feuer dauerte noch eine halbe Stunde und wanderte dann in die Tiefe zu den rückwärtigen Einheiten weiter; jetzt vernahm man anstelle der Einschläge das schnell aufeinanderfolgende Pfeifen der über ihre Köpfe hinwegbrausenden Granaten.

„Du, Kolja, schau mal hier raus, halt die Verbindung aufrecht, wenn einer auftauchen sollte", er wies auf die Schießscharte, durch die man die Ziegelei sehen konnte, und ging selbst an die andere, an der das Maschinengewehr stand.

Aus der Schießscharte hatte man einen guten Ausblick: Hinten in der Etappe stand die Wand der Granateneinschläge, und durch die schneebedeckte Mulde zwischen der Höhe, auf der die Ziegelei stand, und der Höhe mit den drei Häuschen rollten deutsche Panzer vor. Von hier aus schien es, als führen sie gar nicht schnell, doch die ersten von ihnen hatten den Hang schon erklommen, waren schon kurz vor der Stelle angelangt, wo früher die drei Häuser gestanden hatten und wo jetzt nur mehr ein in sich zusammengefallenes Haus zu sehen war und wo, wie Sinzow wußte, in den Kellern unter den Häusern und in den Gräben in ihrer Umgebung die beiden anderen Züge lagen.

Der vorderste Panzer blieb stehen, er schoß mit seiner Kanone, und das schon schiefstehende Häuschen fiel wie ein Kartenhaus seitlich zusammen. Unter dem Panzer flammte ein Blitz auf, und er begann sich auf der Stelle zu drehen. Dann flammte es unter ihm noch einmal auf, und eine dichte, schwarze Qualmwolke quoll aus ihm hervor. Kleine schwarze Gestalten sprangen durch die obere Luke in den Schnee; vereinzelte Gewehrschüsse wurden auf sie abgefeuert. Der Wind blies aus dieser Richtung, man konnte alles gut hören, und das hob die beängstigende Spärlichkeit der Schüsse nur noch stärker hervor. Dort, wo zwei Züge lagen, wurde kaum geschossen. Ein zweiter Panzer rollte an dem brennenden vorbei, überwand die Höhe und verschwand hinter dem Kamm. Die Panzer, die durch die Talsenke fuhren, rückten gleichfalls ungehindert vor.

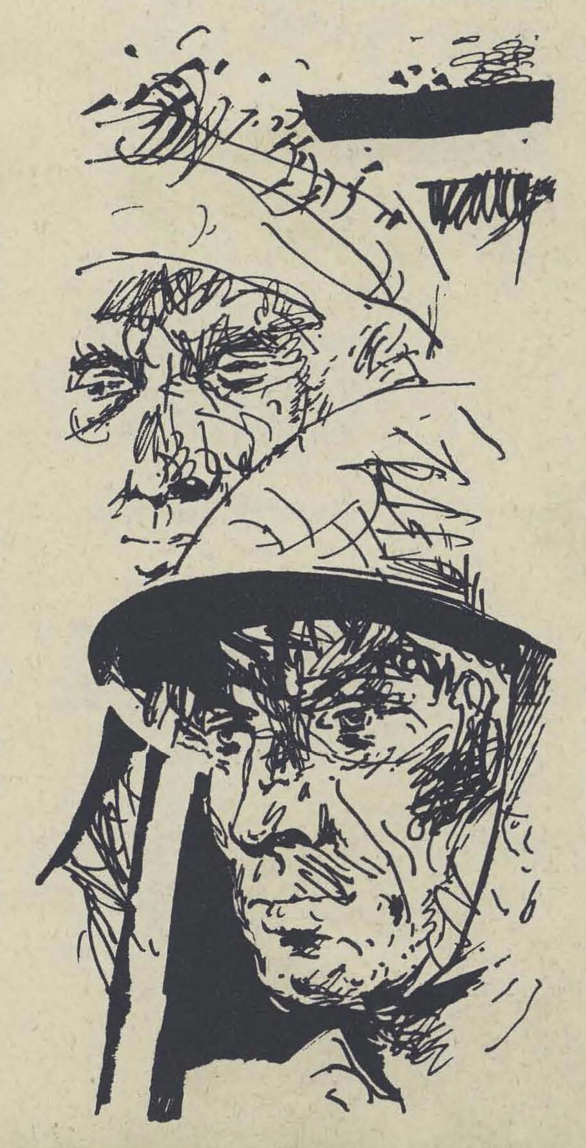
Eine weitere Minute verging, und in Sinzows Blickfeld tauchten die dunklen Gestalten der deutschen Infanterie auf, die in Schützenkette ihren Panzern durch den Schnee folgten.

„Bajukow, ans MG!" schrie Sinzow, und er nahm den Richtpunkt, auf den sie sich bereits eingeschossen hatten, ins Visier, dem sich die deutschen Infanteristen bis auf vierzig Meter genähert hatten.

Bajukow sprang herbei, rückte den Gurt zurecht, warf zuerst einen Blick durch die Schießscharte, und dann schaute er gespannt von unten hinauf in Sinzows Gesicht. ‚Was wirst du jetzt tun?' fragte sein Blick. Doch Sinzow wartete noch eine halbe Minute. Er hatte sich genau auf den Richtpunkt eingeschossen, und das wollte er sich zunutze machen. Die Kette der Deutschen erreichte die Höhe der Gabeldeichsel. Er gab einen kurzen Feuerstoß ab, dann einen längeren, und als die am Richtpunkt in Deckung gegangenen Deutschen wieder aufsprangen, noch einen kurzen. Dieser letzte Feuerstoß war, wie es schien, der erfolgreichste: fünf von den aufspringenden Deutschen fielen wieder hin, und nun versuchten sie nicht mehr aufzustehen noch weiterzukriechen.

„Was machen die Unseren dort in der Ziegelei?" fragte Sinzow. Für eine Sekunde ließ er das Kampffeld aus den Augen und näherte sein Gesicht dem Bajukows. *(Fortsetzung auf Seite 43)*

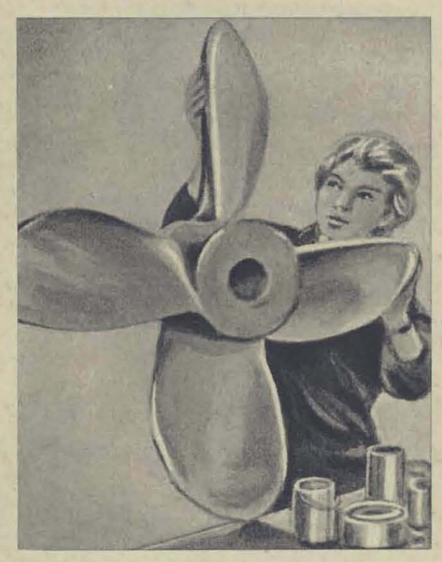
Illustrationen: Rudolf Grapentin



MILITÄRTECHNISCHE Umschau

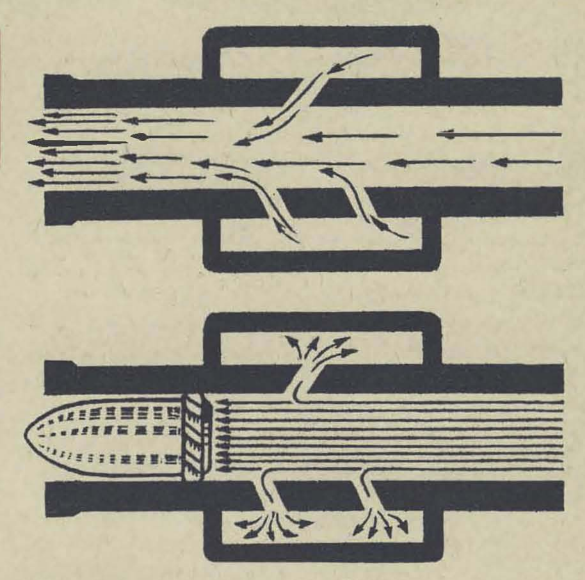
Schiffsschrauben aus Plaste

Im Werk „Pariser Kommune" entwickelten sowjetische Ingenieure Schiffsschrauben aus Plaste. In der Erprobung bestanden sie alle Anforderungen mit guten Ergebnissen. Schrauben von einem Meter Durchmesser fanden bei Flußdampfern und Hochseeschiffen Verwendung. Eine 1-m-Schraube aus Metall wog früher 112 kg, aus Polyäthylen wiegt sie nur 14 kg. Metallene Schiffsschrauben sind in ein bis zwei Jahren nicht mehr verwendbar. Plastschrauben dagegen halten fast unbegrenzte Zeit. Zur Zeit werden Schrauben von 1,7 m Durchmesser gefertigt.



Wolkenhöhe elektrisch gemessen

Um die Sicherheit beim Landen von Flugzeugen zu gewährleisten, ist die genaue Kenntnis der Wolkenhöhe im Bereich des Flugplatzes notwendig. Nachts hilft dabei ein Scheinwerfer, der die untere Seite der Wolkendecke beleuchtet. Mittels einer Skala am optischen Meßgerät wird die Höhe der Wolken ermittelt. Bei Tage versagt diese Methode. Wie die tschechoslowakische Zeitschrift „Věda a život" berichtet, gelang es, das Problem mit einer zweiteiligen Vorrichtung zu lösen.
Ein starker Scheinwerfer schwingt gleichmäßig um eine waagerechte Achse. Das Strahlenbündel bildet auf den Wolken einen Lichtfleck, der bei 500 m Entfernung einen Durchmesser von rund 5 m hat. Im Brennpunkt eines Parabolspiegels, der zum zweiten Teil der Vorrichtung gehört und auf den Lichtfleck gerichtet ist, befindet sich eine Fotozelle. Sie verwandelt das reflektierte Licht in elektrischen Strom, der mehrfach verstärkt wird und das Registriergerät betätigt. Auf dessen Skala wird die Wolkenhöhe abgelesen.



Rauchabsorber an der KWK

An der KWK der verschiedensten modernen Panzer ist vor der Rohrmündung eine walzenförmige Verstärkung zu sehen. Das ist der sogenannte Ejektor oder Rauchabsorber. Er verhindert, daß beim Schießen, nicht wie bei älteren Panzertypen, soviel Kohlenoxydgase in den Kampfraum des Panzers dringen. Bei jedem Schuß dringen Pulvergase in den Ejektor. Es entsteht ein hoher Druck. Hat das Geschoß das Rohr verlassen, drängen die Gase aus dem Ejektor nach und reißen die restlichen Gase aus dem Rohr mit. Durch diese Methode wird die Ansammlung von Giftstoffen im Kampfraum auf fast ein Zehntel gegenüber früher herabgemindert.

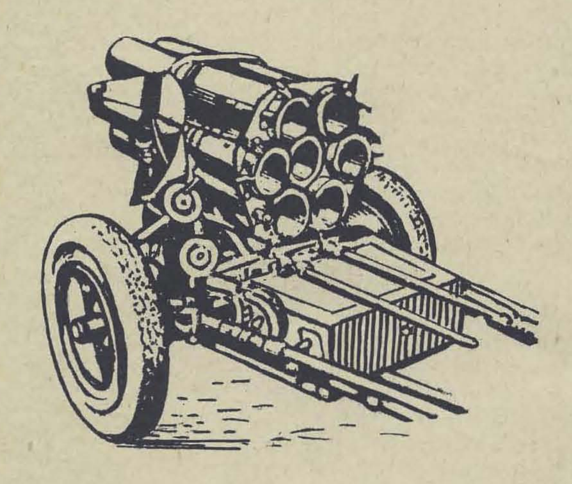
Lastenfalter „Flex Wing"

Seit einiger Zeit steht in den USA ein Luftfahrzeug mit Faltflügeln (Flex Wing) in Erprobung. Der Aufbau des als Lastträger gedachten Apparates ist einfach gehalten. Zwei Nasenholme und ein zentraler Träger werden durch eine einfache Fachwerkkonstruktion gehalten. Als Bespannung dient ein mit Kunststoffen imprägniertes Nylongewebe. Plattform mit Pilotensitz und Motor sind mit dem Gerippe des Tragflügels in einfacher Trägerkonstruktion verbunden. Die US-Army interessiert sich einerseits für den Gleiter als Transportmittel, andererseits als eigengetriebenen Starrflügler.



Geschweißte Schutzanzüge

Ein neuartiger Stoff mit vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten wurde in England entwickelt. Er eignet sich insbesondere für Schutzanzüge, denn durch die Verwendung von PVC-Formen und Terylen-Geweben wurden spezielle Eigenschaften erzielt. So z. B. Feuer-, Säure- und Zerreißfestigkeit. Weiterhin kann das Material dielektrisch geschweißt werden. Dadurch werden die Nähte wasserdicht und sicher. Auch bleibt der Stoff höchst elastisch, was für Schutzanzüge besonders vorteilhaft ist.



DO-Werfer aus dem 2. Weltkrieg

Nebelwerfer

In einem Brief an unsere Redaktion stellten die Soldaten Rüdiger Witt und Klaus Hartmann die Frage, ob es zwischen den sowjetischen „Katjuschas" und den sogenannten „Nebelwerfern" der faschistischen Wehrmacht (auch DO-Werfer genannt) einen Unterschied gibt, und ob diese Werfer Nachbildungen der „Katjuscha" sind.

Bezüglich des reaktiven Prinzips beider Geschützarten gibt es keine Unterschiede. Beide Gattungen schossen rückstoßfrei. Die „Katjuscha" des 2. Weltkrieges konnte 16 Raketengeschosse in kurzen Abständen abfeuern, der DO-Werfer sechs Wurfgranaten.

Ein Unterschied zwischen beiden Artilleriesystemen besteht im Einsatzzweck. Während die sowjetische reaktive Artillerie grundsätzlich für Sprenggeschosse vorgesehen war, verfolgten die Faschisten das Ziel chemische Kampfstoffe aus ihren Werfern zu verschießen. Die Geschosse dieser Werfer enthielten im vorderen Teil die Treibladung und im hinteren Teil die chemische Füllung. Es waren besonders Geschosse mit Yperit, Phosgen und Phosgen-Nebelmischungen vorgesehen – deshalb „Nebelwerfer".

Die reaktiven Geschütze entstanden schon im 1. Weltkrieg als Gaswerfer an der Westfront. Die Typen des 2. Weltkrieges stellten somit eine Weiterentwicklung dar. Heute werden diese Werfer in den westlichen Ländern wiederum für den Einsatz chemischer Kampfmittel weiterentwickelt. (Lesen Sie dazu auch „Die chemischen Kampfstoffe", Deutscher Militärverlag 1961.)

Buchecke

Generalmajor B. Zorn, „Kampfraketen",
Deutscher Militärverlag Berlin

Die Raketentruppen sind die Hauptfeuerkraft der modernen Armeen. Wer sich genauer mit diesen neuartigen Waffen beschäftigen will, dem empfehle ich die Broschüre „Kampfraketen".

Schon beim flüchtigen Durchblättern der 167 Seiten fielen mir zahlreiche instruktive und verständliche Zeichnungen und viele Bilder von amerikanischen und sowjetischen Raketen auf. Wenn ich ehrlich sein soll, mir gefiel das Inhaltsverzeichnis zunächst überhaupt nicht. Ich hatte nämlich schon einiges über den Aufbau und die Funktionsprinzipien der Raketen gehört. Dennoch habe ich auch diesen Teil gelesen. Auf engem Raum erfuhr ich soviel Wissenswertes über die Kampfraketen, über Schwierigkeiten bei der Projektierung, bei der Auswahl der Steuersysteme und der Triebwerke, daß mir die anschließende Typenauswahl leicht faßlich und trotz der lakonischen Kürze der Beschreibung einprägsam und interessant erschien.

Nach dieser umfangreichen technischen Vorarbeit des Autors ist das letzte Kapitel, überschrieben „Kampfraketen und Kriegführung – Ökonomie, Politik", Höhepunkt der Broschüre.

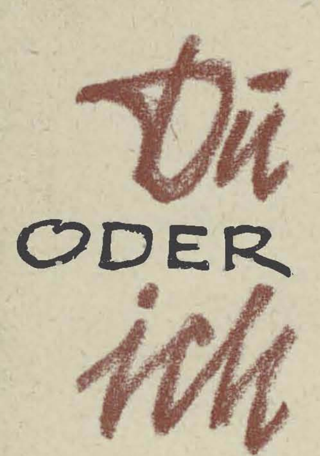
In diesem Kapitel setzt sich Generalmajor Zorn mit den Ansichten der imperialistischen Militärspezialisten auseinander. Luftstreitkräfte, Landstreitkräfte und Flotte haben Kampfraketen in ihre Bewaffnung aufgenommen. In allen Waffengattungen üben die Raketen Einfluß auf die Taktik und die Strategie aus. Natürlich ist es nicht einfach, ohne Kampferfahrung den richtigen Einsatz der Raketen vorauszusehen. Dazu gehört eine genaue Vorstellung über die Entwicklungstendenzen der Militärtechnik, Wissen über den Charakter des modernen Krieges, Vertrauen in die Kraft der Volksmassen.

Alle diese Voraussetzungen sind für die sozialistischen Militärs gegeben. Darum sind die richtigen Ansichten über den Platz der Kampfraketen in der sozialistischen Militärwissenschaft zu Hause.

Nach einer eingehenden und verständlichen Einschätzung der Kampfraketen in der modernen Bewaffnung kommt Generalmajor Zorn zu dem Schluß, daß die überlegene sowjetische Militärtechnik den Frieden sichern hilft.

„Die Schaffung der interkontinentalen Kampfraketen in der Sowjetunion zerstörte die amerikanische Luftdoktrin, die sich auf die Schlagkraft der strategischen Luftwaffe aufbaut, verringerte die militärische Bedeutung des Kriegsstützpunktsystems und ließ Flugzeugträger und Großkampfschiffe zu veralteten Kampfmitteln werden. Nicht zuletzt ließen die interkontinentalen ballistischen Raketen der Sowjetunion klar erkennen, daß auch große Ozeane kein Schutzwall mehr sind, daß die Luftverteidigung der USA ungenügend ist."

Ich empfehle die Broschüre allen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren. *H. H.*



Die Genossen eines Munitionsbergungsbetriebes der Deutschen Volkspolizei besuchte unser Mitarbeiter Gerhard Berchert

17 Jahre sind für den einen ein langer, für den anderen ein kurzer Zeitraum. Für viele Menschen jedenfalls war er lang genug, um die Schrecken des letzten Krieges im täglichen Einerlei zu vergessen. So, wie man eben unangenehme Dinge vergißt, die ja nun — „Gott sei Dank!" — vorbei sind.

Minuten werden zur Ewigkeit

Für jenen Mann allerdings, der in einer Baugrube im Herzen Berlins mit Hammer, Meißel und Rohrzange hantiert, ist das, was andere schon vergessen haben, zum Teil noch unmittelbare Wirklichkeit. Er entschärft eine Fliegerbombe — und das heißt für ihn: „Du oder ich!" Zwar kennt Hauptmann Bahr als Sprengmeister seinen Gegner bis in alle Einzelheiten. Er weiß, wie er ihn zu besiegen hat. Doch trotzdem . . .
Der 40jährige, breitschultrige Genosse wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht. ‚Verdammt harte Nuß heute', denkt er. Nach minutenlanger angespannter Arbeit hatte sich der Zünder des Blindgängers endlich millimeterweise bewegen lassen. Jetzt sitzt er wieder fest.
Hauptmann Bahr möchte fast aufgeben. Die Erfahrungen vieler Jahre haben ihm eine Art Sinn dafür verliehen, wann es an der Zeit ist, von einem Sprengkörper die Finger zu lassen.
Er überlegt zum x-ten Male: Vielleicht sollte man die Bombe doch lieber zum Sprengplatz transportieren? Geht nicht! entscheidet er dann, ebenfalls zum x-ten Male. Das Risiko einer Detonation im Stadtgebiet ist zu groß. Und an Ort und Stelle sprengen? Ist von vornherein ausgeschlossen! Wenige Meter nur sind es bis zum U-Bahn-Tunnel. Daneben liegen andere lebenswichtige Adern der Großstadt: Kanalisation, Strom, Gas, Fernsprechnetz.
Du oder ich! Genosse Bahr greift wieder zum Werkzeug. Minuten werden zur Ewigkeit . .
Am nächsten Morgen sagt ein Bürger, gemächlich frühstückend, nach einem Blick in die Zeitung: „Wird ja auch langsam Zeit, daß die Blindgänger endlich verschwinden!"

Was der Krieg hinterlassen hat

„Kann man es gegenwärtig schon als Einzelfall betrachten, wenn derart gefährliche Sprengkörper entdeckt werden?" frage ich Hauptmann Bahr, als ich ihm in seinem Arbeitszimmer gegenübersitze.
„Es wäre sehr schön, wenn wir das könnten", antwortet der Leiter des Munitionsbergungsbetriebes Berlin bedächtig. „Leider haben wir mit dem Bergen von Munition noch alle Hände voll zu tun. Während des Krieges gingen Zehntausende von Bomben und Granaten auf das Stadtgebiet nieder. Davon waren etwa 10–20 Prozent Blindgänger. Hinzu kommt noch die hinterlassene Munition aus Geschützstellungen, Schützengräben, unterirdischen Munitionslagern usw. Selbstverständlich haben wir die Masse, zumindest der offen herumliegenden Sprengkörper, systematisch geräumt — doch, um Munitionsfunde zu Ausnahmefällen werden zu lassen, dafür sind, nach einem solchen Krieg, auch 17 Jahre noch zu wenig."
Ins Zimmer tritt ein Mann von etwa 50 Jahren. „Das ist Genosse Baehr", stellt ihn uns der Leiter vor. „Ein erfahrener Sprenghelfer, der sich zur Zeit auf die Sprengmeisterprüfung vorbereitet. Wieviel Sprengkörper haben Sie während Ihrer neunjährigen Tätigkeit ungefähr geborgen?"
Genosse Baehr streicht sich nachdenkend über den ergrauten Haarschopf. „Das müssen jetzt so an die 700 000 bis 800 000 Stück sein — alles in allem", sagt er dann.
Alles in allem — das heißt Munition jeder Art, von der Pistolenpatrone über Handgranaten, Schützenminen und Artilleriegeschosse bis zur Bombe.
„Wobei bergen nicht mit entschärfen gleichzusetzen ist", ergänzt sich Genosse Baehr. „Entschärfen, das heißt von Sprengkörpern den Zünder entfernen, darf nur der Chef" — er weist mit einer Kopfbewegung auf Hauptmann Bahr — „und in Ausnahmefällen der Genosse Schmidt, der auch Sprengmeister ist."
„Was war denn der ‚größte Brocken', der Ihnen bisher unter die Finger kam?" frage ich Genossen Bahr. Er antwortet nach einem Augenblick des Überlegens: „Das war eine 36-Zentner-Bombe — eine englische Luftmine mit drei Zündern."

Die Wurfgranate im Krankenhaus

„Entschuldigen Sie bitte die Störung!" sagt da ein Genosse, der, nachdem er kurz angeklopft hatte, eingetreten war. Es ist, wie ich erfahre, der Genosse Schmidt, die „rechte Hand" des Genossen Bahr. Er macht trotz seiner 37 Jahre einen fast jungenhaft fröhlichen Eindruck. Man möchte ihm eigentlich nicht glauben, daß er täglich dem Tod gelassen ins Auge blickt.
Er überbringt die Nachricht, daß in einem Krankenhaus ein Sprengkörper gefunden wurde.
„Fahren wir also hin!" sagt Hauptmann Bahr. „Möchten Sie mitkommen?"
Die Frage ist an mich gerichtet, und ich beeile



Hauptmann Bahr, Leiter des Munitionsbergungsbetriebes Berlin und Träger des Vaterländischen Verdienstordens in Bronze, entschärft eine englische 5-Zentner-Bombe.

mich, meine Bereitschaft mitzuteilen. Ehrlich gesagt, ganz wohl ist mir dabei nicht.
Im Krankenhaus lassen wir uns zur Fundstelle führen. Es geht über den Dachboden und hinauf ins Gebälk. Das Projektil liegt innen auf dem Dachkasten.
„Wurfgranate, 82 mm, Teile des Zünders sowie Leitwerk abgebrochen, aber noch scharf", stellt Sprenghelfer Baehr fest, nachdem er das Geschoß vorsichtig aufgenommen hat.
Ich schaue mir die Dachziegel an — es ist nirgends ein Loch zu sehen.
Genosse Schmidt mag meinen verwunderten Blick bemerkt haben.
„Das Dach ist offensichtlich nach dem Krieg wieder gedeckt worden", sagt er. „Die Dachdecker müßten das Ding eigentlich gesehen haben. Vielleicht hat es einer von ihnen sogar dorthin gelegt — den Fund jedoch dann vergessen und später nicht mehr gemeldet, weil er keine Scherereien haben wollte. Das war schon öfter da."
Als wir wieder unten sind, betrachte ich mir die Granate aus der Nähe.
„Eigentlich nur ein verrostetes Stück Eisen", sage ich.
„Ja, das denken viele", antwortet Genosse Bahr, „vor allem Jugendliche. ‚Kann ja nichts passieren', meinen sie, spielen damit herum, und dann ist das Unglück auch schon geschehen. Fast noch gemeingefährlicher sind aber die Prahler . . ."
Und dann erzählt mir Genosse Bahr eine Begebenheit, die sich ungefähr so abgespielt hat:

Was man so an der Uhrkette trägt

Ein paar Bauarbeiter hatten in der kalten Jahreszeit, um sich zu erwärmen, ein kleines Feuerchen angezündet.
„Det brennt ja jar nich", sagte der eine.
„Nee, det qualmt bloß — nämlich, weil det Holz zu naß is", stellte der zweite fest.
Ein dritter legte den Zeigefinger an die Nase, kniff listig ein Auge zu und meinte: „Dem wäre wohl abzuhelfen!" Nach dieser Bemerkung ließ er seine erwartungsvollen Kollegen am Feuer zurück. Minuten später fand er sich mit einem Armvoll Stabbrandbomben wieder ein.
„Det wird jleich janz anderst durch die Äste pfeifen", erklärte er selbstsicher.
„Mann, kann ooch nischt passiern?" fragte einer.
„Passiern? Saachte da jemand passiern? Jleich wirds hier warm — det passiert! In soner Bombe is nämlich ein Brandsatz drin, und der is zum Brennen da — kapiert? Übrigens ham wir da früher janz andere Brocken an der Uhrkette jetragen!"
Mit diesen Worten warf er die Bomben ins Feuer.
„Es waren seine letzten Worte", sagt Hauptmann Bahr, „gleich darauf krachte es. Der Mann wußte nämlich trotz seiner ‚Kriegserfahrung' nicht, daß diese ‚harmlosen' Stabbrandbomben oft auch mit Sprengsätzen versehen sind."

Im Zwischenlager

Der Sprenghelfer hat inzwischen die soeben gefundene Wurfgranate in ein Fahrzeug geladen und dort in Sand gebettet.
„Die kommt jetzt ins Zwischenlager", erklärt er mir.
Im Zwischenlager des Munitionsbergungsbetriebes fallen als erstes einige ringförmige Erdwälle ins Auge. Hier wird die Fundmunition gelagert. Ich hatte mir diese Lagerstätten eigentlich mehr als eine Art Bunker mit fester Decke gedacht. Genosse Bahr klärt mich lächelnd auf:
„Das müßten ja gewaltige Bunker sein, damit sie

sich bei einer eventuellen Detonation nicht selbst in eine riesige Bombe verwandeln. Da bieten diese Wälle schon mehr Sicherheit, denn sie erlauben es der Druckwelle, ungehindert nach oben zu entweichen, wo sie keinen Schaden anrichten kann."

In einem Schuppen entdecke ich ein mir unbekanntes Gerät.

„Was ist das?"

„Das ist ein Entzünderungsgerät. Es wird fernbedient und ist in der Lage, aus Sprengkörpern die Zünder herauszuschrauben. Allerdings nur dort, wo es die örtlichen Verhältnisse gestatten."

Sicherheit geht über alles. Das läßt sich nicht nur aus den äußerst strengen Arbeitsschutzbestimmungen ersehen. Das geht vor allem aus dem Handeln und auch aus dem Planen der Angehörigen des Betriebes hervor. Hauptmann Bahr selbst knobelt mit einem anderen Genossen an einem völlig neuartigen Entzünderungsgerät. Außerdem will er künftig, beim Räumen und beim Sprengen, zur Erhöhung der Sicherheit Funkverbindungen einrichten. Jedes Risiko soll weitgehend ausgeschaltet werden.

Ich komme noch einmal auf die Munition innerhalb der Erdwälle zu sprechen: „Stammt das alles aus solchen Schnelleinsätzen, wie dem heutigen?" Genosse Bahr schüttelt verneinend den Kopf. „Neben der Einzelfundstellenberäumung arbeiten auch noch ortsfeste Brigaden, die bestimmte Gebiete, z. B. spätere Baustellen, planmäßig absuchen und freiräumen."

„Und was geschieht mit dem, was jetzt hier liegt?"

„Wo es sich machen läßt, entfernen wir den Sprengstoff. Die Sprengkörper werden dann ausgebrannt und verwandeln sich in ‚Futter für Martin'. Der Rest muß auf dem Sprengplatz gesprengt werden."

Reste des Krieges werden beseitigt

Im Trichtergelände des Sprengplatzes glaubt man sich auf einem Miniaturmond. Und in wenigen Minuten werden sich hier neue Schlünde auftun, werden Feuer, Qualm, Sand und Eisen in den Himmel speien. Neun Sprenggruben zähle ich. Jede birgt etwa 1½ Tonnen Fundmunition.

Rote Leuchtkugeln steigen zischend auf: „Absperrung steht." Wir ziehen uns in einen Bunker zurück. „Achtung, Sprengung!" wird dem Leiter des Absperrkommandos per Sprechfunk mitgeteilt, dann knattert auch schon der Kurbelinduktor. Unmittelbar darauf beginnt unser Bunker zu schaukeln, von der Bodenwelle hin und her gerüttelt. Doch ehe noch das Ohr richtig Zeit findet, die Detonationen aufzunehmen, ist alles schon wieder vorbei.

„Wenn man doch auch mit den anderen Überresten des Krieges so schnell Schluß machen könnte", sage ich, als wir wieder nach Hause fahren.

Genosse Bahr nickt nachdenklich mit dem Kopf. „Früher oder später werden wir auch damit fertig", sagt er. „Aus dieser Gewißheit schöpfen wir ja immer wieder Mut für unsere Tätigkeit — daraus und aus dem Bewußtsein, daß wir, wie auch die Genossen der Nationalen Volksarmee, alles tun, damit niemals neue Bomben geräumt werden müssen".



8. Februar
Tag der Koreanischen Volksarmee



Ich hatte sie anvisiert,
abgeschossen,
hochglanzkopiert
und unter „Mädchen mit Ski"
in den Schrank geschlossen...
(Mehr weiß ich nie!)



Immer wenn ich
in der Nähe
gut gebaute
Mädchen sehe,
tasten meine
beiden Hände
nach Entfernung,
Schärfe, Blende …

Knipse ich
zuweilen Frauen,
die ein Mann
in Stein gehauen,
und es kommt
(auf Sonnenwegen)
mir das Ebenbild
entgegen

Und ich denke
bei den Schönen
nurmehr noch
in Zwischentönen,
Schlitzverschluß,
Belichtungmessen,
Blende acht
und Trockenpressen.

… schalt ich
fotoautomatisch
und
gedankenakrobatisch
gleich auf Schnappschuß um
und werfe
einen Blick
auf Tiefenschärfe …





Schnappgeschossen

Greift mein Freund einmal
an meine
neuste Freundin,
spür' ich keine
Spur von Eifersucht
in mir...
Nur: das Auge
ans Visier!

Oben rechts:
Die Kiste klickt,
eh' die Braune
mich erblickt...
Wiedersehn
(mit Badehose)
abends
in der Correxdose!

Unverwackelt,
scharf, bewegt
ist das Bild,
wenn man erregt
seine freundbetreute
Braut
im Entwicklerbad
beschaut.

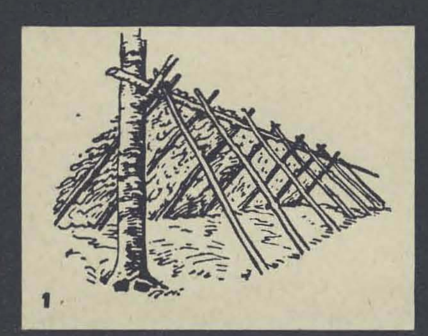
Schöne Stellen
(hier daneben)
findet man
beim Badeleben...
(Geht mal etwas weg,
Genossen!)
Achtung –
es wird schnappgeschossen!

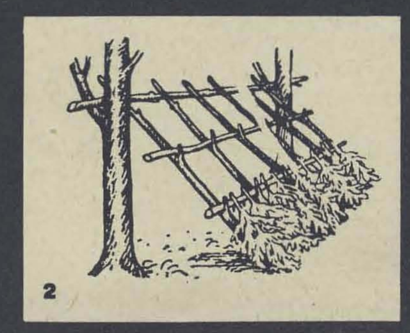
- ika -

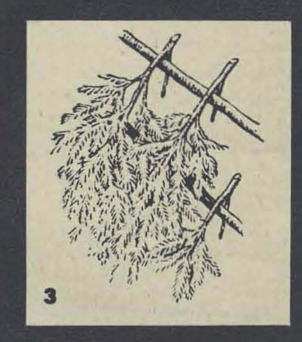


Wenn man's kann, ist's nicht schwer

Wenn wir draußen übernachten müssen, können wir uns auch ohne Zeltbahn eine behelfsmäßige Unterkunft schaffen. Im Sommer sind das die Laubhütten und Regendächer aus Blättern. In der kalten Jahreszeit fertigen wir eine Schutzhütte aus Reisig an.
Je nach der Stärke der Belegschaft suchen wir uns zwei in entsprechendem Abstand stehende Bäume aus und verbinden sie durch eine Stange. Dann schneiden wir Äste als „Dachlatten" (Abb. 1) und legen auf die Zweigansätze (Abb. 2) weitere Stangen. Als letztes suchen wir uns Tannenzweige, die wir an die Querlatten so hängen, wie es Abbildung 3 zeigt.
Als Boden für unsere Hütte verwenden wir ebenfalls Tannenreisig in mehreren Lagen. Mit altem Papier (wenn vorhanden) zusätzlich belegt, erhalten wir eine gute Isolation gegen die Bodenkälte.
Bei ausreichenden Schneeverhältnissen bauen wir uns natürlich einen Iglu (Schneehütte), den wir wie die Reisighütte mit Tannengrün auslegen.


1


2

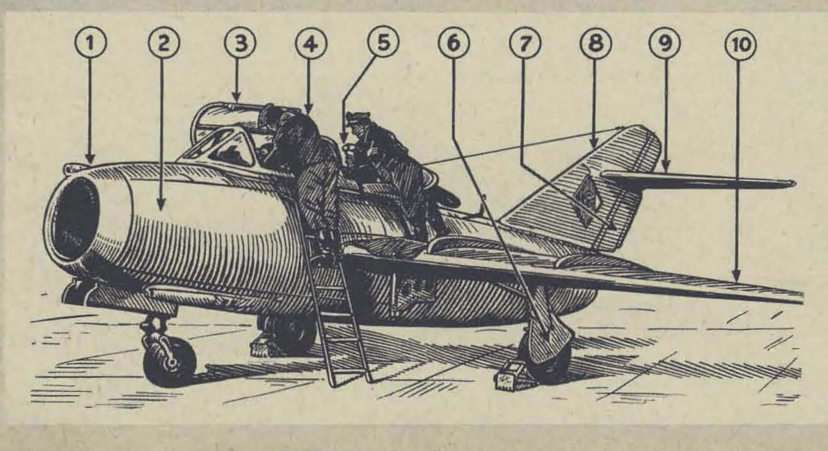

3



8

Ein Besuch bei unseren Fliegern lohnt immer. Man kann viel Interessantes sehen und erleben – und das Wichtigste für unseren Lehrgang – neue Begriffe erfahren und erlernen. Fangen wir an: Flugzeug = самолёт (ßamoljot). Nun weitere Vokabeln aus der Fliegerei.

истреби́тель	*ißtrebitel*	**Jagdflugzeug**
фюзеля́ж	*fjuselash*	**Rumpf**
каби́на	*kabina*	**Kabine**
меха́ник	*mechanik*	**Mechaniker**
лётчик	*ljotschik*	**Flieger**
шасси	*schassi*	**Fahrgestell**
руль поворо́та	*rul paworota*	**Seitenruder**
киль	*kil*	**Seitenflosse**
стабилиза́тор	*ßtabilisator*	**Höhenflosse**
крыло́	*krylo*	**Tragflügel**



Angriff abgeschlagen

(Fortsetzung von Seite 33)

„Es ist keiner zu sehen“, sagte Bajukow, „ich fürchte, daß es sie erwischt hat.“

Und während Sinzow diese Antwort vernahm, gab er den nächsten Feuerstoß ab, er fiel kürzer aus, als er eigentlich vorhatte, denn er ging sparsam mit der Munition um, eine Sparsamkeit, die sich ganz von allein ergibt, wenn Menschen nur auf sich selbst gestellt sind.

Fünf Minuten schossen die beiden, und mit ihrem Feuer zwangen sie die Deutschen immer wieder in den Schnee und verzögerten ihr Vordringen. Dann begannen sich die Deutschen umzugruppieren, und sie liefen zur weiter entfernten Seite der Mulde hinüber, das Maschinengewehr reichte auch dorthin, doch die Wirksamkeit des Feuers war geringer. Die schwarze Kette der Deutschen überwand die Höhe mit den drei Häuschen. Von dort schoß niemand auf sie. Also waren die dort drüben schon vernichtet.

Irgendein deutscher MG-Schütze hatte sich zusammen mit seinem Schützen zwei breitbeinig direkt auf den Schnee gelegt, Sinzow und Bajukow konnten das alles sehr gut erkennen, und erwiderte ihr Feuer. Die Geschosse schlugen klirrend auf den Ziegeln auf; eins prallte singend von den Blechtafeln ab, die den Schornstein bedeckten. Der Deutsche schoß genau, aber er befand sich in der ungünstigeren Lage. Er lag im offenen Gelände, und nach drei erfolglosen Garben erfaßte ihn Sinzow mit der vierten voll. Man konnte sogar sehen, wie das Maschinengewehr in den Schnee kippte: entweder war es von der Garbe getroffen worden oder der Deutsche hatte es mit einer letzten Bewegung vor dem Tode umgerissen. Der Schütze zwei lag anscheinend auch tot im Schnee, doch nach einigen Minuten, während Sinzow und Bajukow andere Ziele unter Beschuß nahmen, zupfte Bajukow Sinzow am Arm und sagte:

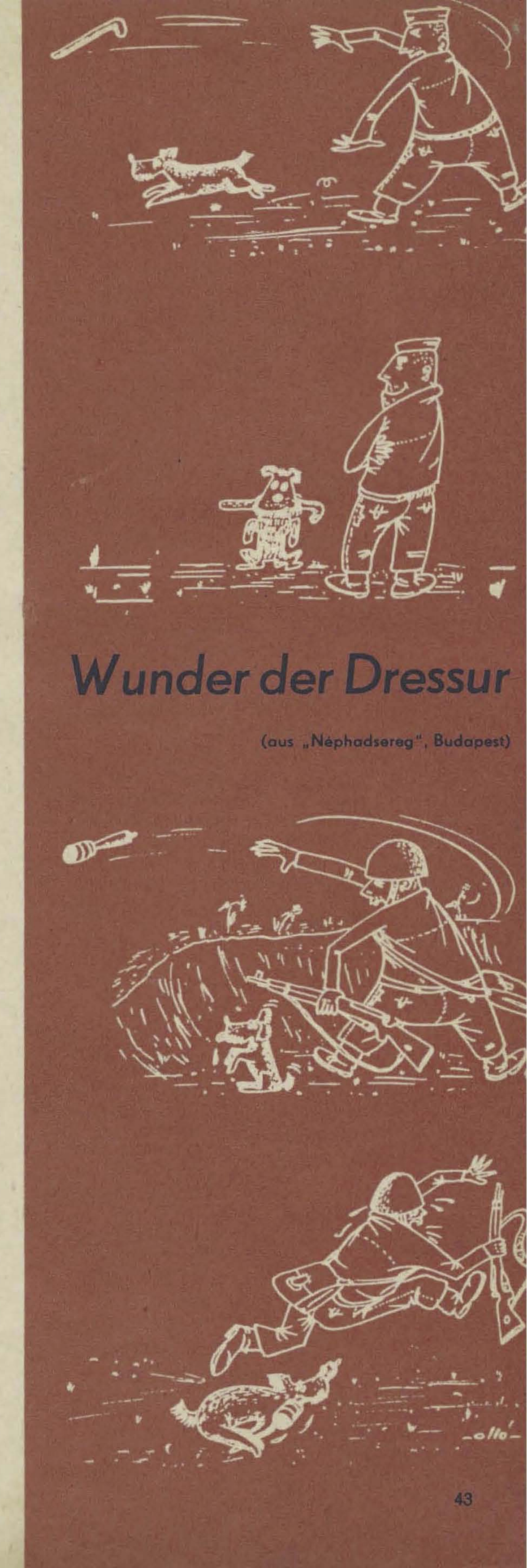
„Der andere . . .“

Sinzow blickte hin und sah, daß hinter dem Maschinengewehr nur mehr eine Gestalt im Schnee lag.

„Abgehauen ist er . . .“, sagte Bajukow, „er ist nicht ans MG gegangen . . .“ Und in seinen Worten lag nicht nur Mißbilligung, sondern auch die Überzeugung, daß er, Bajukow, an Stelle des Deutschen nicht zurückgekrochen, sondern ans Maschinengewehr gegangen wäre und weitergeschossen hätte.

Schließlich entschlossen sich die Deutschen, die im allgemeinen Eifer des Angriffs zunächst offenbar diesem Maschinengewehr, das sie beunruhigte, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatten, es auszuschalten, und sie setzten sich mit ihren Panzerleuten in Verbindung. Schon entschwanden die Panzer nach rechts aus Sinzows Blickfeld, doch auf einmal kehrte einer von ihnen zurück. Sinzow dachte zunächst, er sei beschädigt, doch der Panzer

(Fortsetzung auf Seite 52)

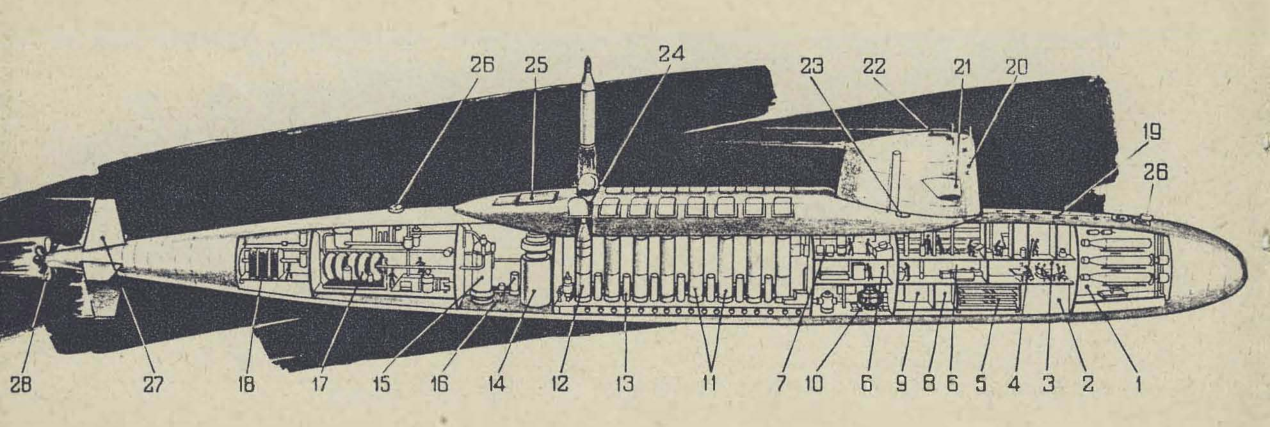


Wunder der Dressur

(aus „Néphadsereg“, Budapest)

absolute WO IST DIE WAFFE?

Im Juni 1957 unternahm General Eisenhower, damals noch Präsident der USA, eine Seefahrt auf den Atlantik. Nicht, um vielleicht an Deck eines Flugzeugträgers Golf zu spielen, sondern um Zeuge des Versuchsstarts der ersten ICBM (engl. Abk. für interkontinentale ballistische Rakete) vom Typ „Atlas" zu sein. Eisenhower wurde Zeuge des ersten — Fehlstarts der „Atlas", jener Rakete, die im Pentagon die „letzte" und „absolute" Waffe genannt wurde.
Wenige Wochen danach meldete TASS den erfolgreichen Abschluß der Erprobungen einer sowjetischen interkontinentalen Rakete. Seit dieser Zeit knallte so manche „Atlas" wie Feuerwerk und die Präzision der Steuerung der sowjetischen Interkontinentalen verfeinerte sich von Versuch zu Versuch.
Den amerikanischen „Atlas"-Raketen fehlen die Hauptvoraussetzungen, die solche ballistische Körper nun einmal haben müssen.
Sie funktionieren antriebsmäßig nicht sicher (bisher klappte das Antriebssystem bei nur knapp 50 Prozent aller „Atlas"-Raketen), und ihr Steuerungssystem ließ sie jedesmal von der vorausberechneten Bahn mehr oder weniger abweichen.
Alle diese Anforderungen erfüllten die sowjetischen Raketen. Mehr und mehr begriffen auch die maßgeblichen Leute in den USA, daß die „absolute" Waffe in den Händen der Sowjetmacht liegt. Sie suchten also nach einem neuen „Knüppel", mit dem sie auf die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Staaten einschlagen könnten.
Sie glaubten ihn in Gestalt der „Polaris" gefunden zu haben, einer Rakete mit einem Zehntel der



Schematische Darstellung eines „Polaris"-U-Bootes. 1 — Torpedoraum, 2 — Zisterne, 3 — Offiziersmesse, 4 — Offizierskajüten, 5 — Akkumulatoren, 6 — Raketenleitstand, 7 — Leitzentrale, 8, 9 — Lagerräume, 10 — Hydrostatischer Beruhiger, 11 — Raketenraum, 12 — Schacht, 13 — Preßluftbehälter, 14 — Kernreaktor, 15 — Dampfreaktor, 16 — Zirkulierungspumpe, 17 — Hauptturbine, 18 — Reduktor, 19 — Wälzlager, 20 — Turm, 21 — Horizontalruder, 22 — Kommandobrücke, 23 — Luke des Zentralpostens, 24 — Schachtverschluß, 25 — Luke zum Kernreaktor, 26 — Ausstiegsluk, 27 — Ruder, 28 — Schraube. Die „Polaris" selbst ist 9,1 m lang und 1,5 m im Durchmesser.

Reichweite einer interkontinentalen ballistischen Rakete. Während die sowjetischen Interkontinentalen Entfernungen bis zu 20 000 Kilometer überbrücken (Erdumfang 40 000 km), schafft die „Polaris" maximal 2800 Kilometer. Selbstverständlich können damit weder 50- noch 100-Megatonnen-Bomben ins Ziel geführt werden.

Weil aber Uncle Sam um jeden Preis alles können, wissen, haben muß, so wurde die „Polaris" zum letzten Schrei, zur „absoluten" Waffe.

Da sie nicht die genügende Reichweite besitzt, um jedes Ziel treffen zu können, bestückten die Amerikaner ihre Atom-U-Boote damit.

Nun konnte der Rummel losgehen. Die atomar getriebenen Boote der „George Washington"-Klasse, die Träger der „Polaris", unternahmen Eismeerfahrten, tauchten auf maximale Tiefen und versuchten im Eis aufzutauchen. Zahlreiche Versuche des Über- und Unterwasserstarts der „Polaris" erfolgten, und wieder zeigte der „Knüppel" Risse. Die amerikanischen Experten bestätigen in ihren Fachzeitschriften, daß besonders beim Unterwasserstart Schwierigkeiten auftreten. So dringen nach Verlassen des Startbehälters Tonnen von Meerwasser in das getauchte U-Boot. Die Tiefenlage kann nicht konstant gehalten werden. Eine andere Schwierigkeit ist der Ausgleich der Druckverhältnisse der Wellen auf den Raketenkörper. An der Wasseroberfläche sind die örtlichen Druckstärken sehr unterschiedlich. Sie reichen von 1,5 bis an 1000 at. Dieser unterschiedliche Druck beeinflußt in starkem Maße die Bahn der Rakete. Auch das bereitet den „Polaris"-Kriegern Kopfzerbrechen.

Das größte Minus der „Polaris"-U-Boote aber ist, daß sie nicht im Eis auftauchen können. Alle einschlägigen Versuche – selbst mit verstärktem Bug, Turm, oder Spezialteilen – schlugen fehl. Stets konnte nur an eisfreien Stellen aufgetaucht werden. Somit ist auch aus dem Verstecken im Eispanzer der Arktis nichts geworden, zumal eine interkontinentale ballistische Rakete nur mehrere Minuten braucht, um jeden Punkt der Erde zu erreichen, ein Atom-U-Boot aber einen Anmarschweg von Tagen hat und nicht an einem Punkt verbleiben kann. Der „Knüppel" ist also zu kurz, sein Arm, die Träger-Unterseeboote zu schwach, um den Raketenrückstand zur Sowjetunion auszugleichen zu können.

Hinzu kommt, daß die Sowjetflotte über größere und schnellere atomar getriebene U-Boote in genügender Anzahl verfügt, die mit ballistischen und zielsuchenden Raketen ausgerüstet sind. Auch an elektronischen Anlagen zum Ausmachen von U-Booten, sowie Spezialunterwasserkräften zur U-Jagd mangelt es nicht. Was die sowjetischen Atom-U-Boote angeht, so sind sie im System der Landesverteidigung vor allem eine Ergänzung der interkontinentalen ballistischen Raketen.

Die „absolute" Waffe bleibt für die Imperialisten eben nur Wunschtraum. Das verschleiert kein Reklamegeschwätz über „Atlas"- und sonst welche Raketen und auch kein „Polaris"-Rummel. Die stärkeren Bataillone sind im Lager des Sozialismus. *-KE-*





Illustration: Wolfgang Würfel

L. LESSNAJA

Sieg des Lebens

Im Gebiet von Staraja Russa tobten erbitterte Kämpfe. Solzy war schon fünfzehnmal verloren und wieder zurückerobert worden. Eigentlich war von Solzy nur schneebedeckte Asche übriggeblieben. Hier und da ragten verwaist schwarze Schornsteine aus den Schneewehen hervor . . .

Der körnige Schnee dringt in den Mund, kriecht in die Ärmel, in den Kragen, in die Filzstiefel. Der schneidende Wind heult, dringt bis ins Mark. Aber der Sanitätsfeldwebel Olga Muschin robbt hartnäckig vorwärts und zieht hinter sich ein „Boot", eine Zeltbahn mit einem Verwundeten. Ein Stöhnen kommt aus dem hilflosen Körper. In den Schnee geschmiegt kriecht Olga noch schneller. „Warte, halte es noch aus! Wir sind gleich da", keucht sie. Da ist schon der Bunker. Ein scharfer Dunst von Machorka, getautem Schnee und Arznei schlägt ihr ins Gesicht. Hände strecken sich dem Verwundeten entgegen, ziehen ihn in den Unterstand. „Olga, wie siehst du denn aus! Los, Jungs, macht Platz!" Im Nu sind die Kämpfer von der warmen Bank verschwunden. Olga legt sich hin. „Den einhundertsiebenundzwanzigsten hat sie jetzt gebracht!" – „Wo nimmt sie bloß die Kraft her?" – „Soll sie erst mal schlafen!"

Aber Olga kann nicht schlafen. Da vorn im schneeverwehten Feld war noch einer liegengeblieben. Sie rafft sich auf. Und noch einmal Schneegestöber, Schneewehen und das Pfeifen der Kugeln . . . Da liegt der Verwundete, schon halb vom Schnee verweht. Olga legt ihn geschickt ins „Boot" und kriecht zurück. Plötzlich wird sie von einer Feuergarbe gepackt. Ein unerträglicher Schmerz reißt sie hoch, wirft sie auf den Rücken . . .

Der Mond stand schon hoch, als Olga zu sich kam. Sie öffnete die Augen und sah sich in einer Grube, die die Kämpfer vor einigen Tagen für die Gefallenen ausgehoben hatten. Der gefrorene, eisverkrustete Mantel von irgend jemand hinderte sie am Atmen. Sie wollte sich erheben, aber es gelang ihr nicht. Etwas Warmes sickerte langsam die Filzstiefel herunter. Unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte zog sich Olga mit den Händen bis zum Rand der Grube und . . . erstarrte. Auf einem in den Schnee getretenen Pfad schritt langsam ein deutscher Posten hin und her. Olga schien es, als ob sich unter der Pelzmütze die Haare sträubten. Mit den Zähnen öffnete sie die Pistolentasche.

„Lebendig kriegen sie mich nicht!"

Es wurde hell. Der riesige rote Mond wurde blau und durchsichtig. Noch im Laufe der Nacht trieben die Soldaten den Feind bis weit hinter Solzy zurück. Sie fanden Olga mit der Pistole in der Hand am Rande der Grube und brachten sie in die Sanitätskompanie. Das rechte Bein war an mehreren Stellen durchschossen. Es mußte amputiert werden. Und als Olga ins Sanitätsbataillon gebracht wurde, legte sie der Arzt, kaum daß er ihre schrecklich geschwollenen Hände gesehen hatte, wieder auf den Operationstisch und amputierte die erfrorenen Glieder und auch noch den rechten Fuß.

Als Olga zu sich kam, verstand sie alles. Sie schrie nicht, sie weinte nicht, sie sprach kein einziges Wort. Sie schwieg beharrlich auf alle Fragen und nahm kein Essen an.

Die Nachricht von dem, was geschehen war, hatte inzwischen die Kompanie erreicht, und der Parteiorganisator kam zu Olga. Das Mädchen lag unbeweglich, die Augen stumpf zur Decke gerichtet.

„Wir haben die Front durchbrochen, Olga!" sagte er und setzte sich ganz nahe zu ihr. „Das ist der Sieg! Hörst du?" Olga schwieg. Der Parteiorganisator wollte schon gehen, aber dann überlegte er es sich und holte aus seiner Tasche einen kleinen dreieckigen Brief. „Von deinem Pawel. Soll ich vorlesen?" — „Nein", antwortete Olga. „Das ist vorbei. Mich kann jetzt niemand mehr gebrauchen." — „Doch! . . ." wollte der Parteiorganisator beginnen, aber Olga unterbrach ihn, müde und ruhig. „Laß nur. Und an Pawel schreib, daß ich . . . daß ich nicht mehr bin. Und dann laßt mich. Laßt mich!"

Aber sie gaben sie nicht auf. In wie vielen Krankenhäusern wurde sie behandelt — in Jaroslawl, in Irkutsk . . . Überall erreichten sie Briefe mit dem Stempel „Feldpost". Jener unbekannte Soldat, den sie zuletzt aus der Feuerlinie gezerrt hatte und der von dort aus allein weitergekrochen war, schickte ihr ein gesticktes Tuch, das ihm die Mutter in den Krieg mitgegeben hatte, und dazu ein tüchtiges Stück ukrainischen Speck und schrieb dazu: „Liebe Olga! Ich habe gehört, daß Dich die Feinde böse zugerichtet haben, daß Du jetzt ohne Hände und ohne Füße daliegst. Vielleicht bist Du meinetwegen in die Kugeln geraten. Nun werde ich entlassen und komme Dich holen. Wir fahren nach Hause zu meiner Mutter. Ich habe ihr schon von Dir geschrieben, und sie schreibt: ‚Bring Olga in unser Haus. Ich werde sie lieben wie eine eigene Tochter.'"

Von dem Tage an begann Olgas Mädchenherz allmählich aufzutauen. Olga erfuhr, was echte Soldatenfreundschaft bedeutet. Und nicht nur Soldatenfreundschaft. Die Kunde von ihr flog durch ganz Sibirien. Unbekannte, fremde Menschen schrieben ihr Briefe, und an den Besuchstagen nahm die Reihe der Besucher kein Ende. Unter den Fenstern rannten ständig die Pioniere umher und stritten sich darum, wer Olga als nächster auf dem Wagen im Garten spazierenfahren dürfe. Und bald kam auch ein älterer Mann, Träger zweier Leninorden, zu ihr nach Irkutsk. Er hatte vom ZK der Kommunistischen Partei Lettlands den Auftrag erhalten, sie nach Moskau zu bringen.

Dann war sie in Moskau, im Institut für Prothetik. Der Professor nahm eine äußerst schwierige Operation an ihr vor. Er trennte Elle und Speiche des rechten Armes voneinander, bedeckte sie mit weichem Gewebe und vernähte das Ganze. „Sobald wir die Nähte gezogen haben, fangen Sie mit dem Training an. Denn jetzt hängt alles von Ihrer Zähigkeit und Ihrem Willen ab . . ." Man muß schon sagen, Olgas Wille und ihre Zähigkeit waren nicht verlorengegangen. Durch tägliche Gymnastik brachte sie den rechten Arm bald so weit, daß sie von neuem begann, schreiben zu lernen. Und das erste Wort, das sie schrieb, war „Pawel". Sie dachte immer an ihn.

Die Arbeiter der Prothesenwerkstätten hatten von Olgas Geschichte erfahren und fertigten die Prothesen für sie mit besonderer Sorgfalt an. Und sie begann zu gehen. Nicht gleich, sondern erst nach langem, zähem Kampf um jede Bewegung, jeden Schritt. Nach vier Monaten ging sie schon ohne fremde Hilfe die endlosen Korridore des Instituts für Prothetik entlang. Und wieder zwei Monate war es soweit, Olga beschloß, nach Hause — nach Riga, zu fahren, in die Heimat ihres Vaters, des lettischen Schützen Karl Muschin, der im Bürgerkrieg sein Leben für das Glück seines Volkes gegeben hatte.

Pawel Kalwisch konnte lange nicht begreifen, warum die Briefe an seine Freundin Olga zurückkamen, seine Briefe, in denen er das Wichtigste geschrieben hatte — das, was er sich damals, als der Kampf um den Sieg das Wichtigste war, nicht zu sagen getraut hatte. Sicher hatte man Olga woanders eingesetzt. Aber vielleicht . . . Pawels Besorgnis wuchs. Und dann hörte er durch einen Bekannten, Olga sei bei Solzy bis auf den Tod verwundet worden. Was sollte der Soldat tun? Ihm blieb nur eins: kämpfen. Als der Krieg zu Ende war, warf der Soldat Pawel seinen Rucksack über die Schulter — nach Hause! Er kam in sein Heimatdorf in der Nähe von Riga. Aber er fand weder Haus noch Hof. Die Faschisten hatten alles angesteckt und Mutter und Stiefvater mit den Kleinen fortgetrieben, niemand wußte, wohin.

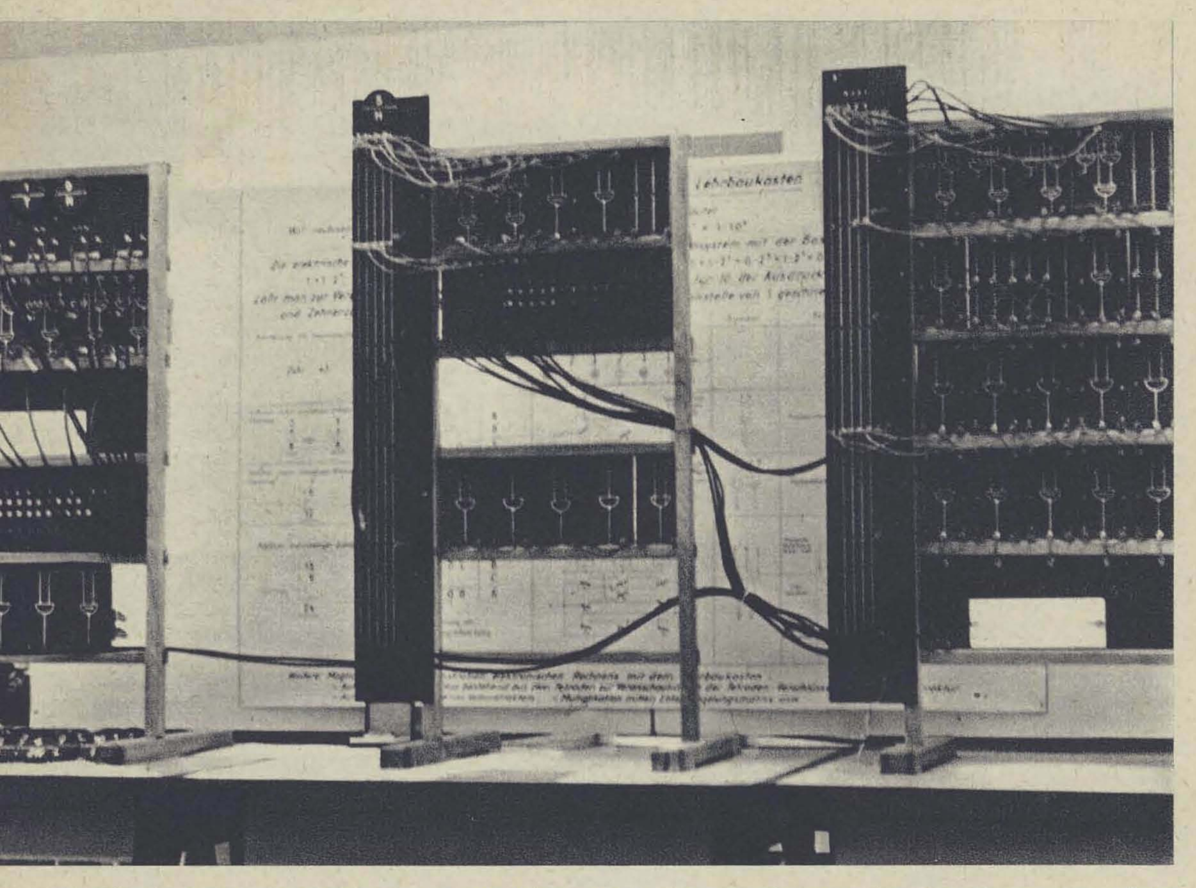
Lange saß der Soldat auf der Asche, dann ging er davon. Er wußte selbst nicht genau warum, aber es zog ihn nach Riga. Hier war Olgas Heimat gewesen. Ein klein wenig Hoffnung war da noch . . . aber er wagte es nicht, diesen Gedanken weiter zu denken . . . Es war nachts, als er in Riga ankam. Er beschloß, bis zum Morgengrauen auf dem Bahnhof zu warten. Was soll man viel berichten. Am Morgen traf er durch einen Zufall Olga auf der Straße. Er schloß sie in seine Arme und küßte sie, auf die Nase, auf den Mund, auf die Augen, die voll Tränen standen. Sie wehrte sich, stieß ihn zurück. Pawel verstand zuerst nicht, dann sah er plötzlich — die Hände! „Sieh her, Pawel", sagte Olga. „Siehst du es?" Pawel trat einen Schritt zurück, blickte sie schweigend an. Olga wurde schrecklich zumute. Aber da trat er wieder auf sie zu und umarmte sie. Lange standen sie, ohne ein Wort zu sprechen . . .

Ich habe sie fünfzehn Jahre nach dieser Begegnung gesehen. Ich habe die ganze Familie Kalwisch gesehen. Da stehen sie vor mir: Pawel, Olga und neben ihnen Nina und Stasik, ihre Kinder. Eine Familie. Und eine glückliche Familie. Olga hat gelernt, Strümpfe zu stopfen, Wäsche zu waschen, Teig zu kneten. Ihre Kinder hat sie zur Arbeit und Disziplin angehalten. Ganz gleich, wann man kommt, die Wohnung ist immer sauber und aufgeräumt. „Die Kinder sind meine Hände. Sie helfen mir bei allem. Im Handumdrehen!" lacht Olga Karlowna und betrachtet die beiden mit Stolz.

●

Die Kämpfer der Lettischen Division, der Olga angehörte, sind nach dem Ende des Krieges in alle Richtungen auseinandergegangen. Sie haben den Ruhm Olgas in alle Welt getragen. Oft bringt der Postbote Briefe für Olga Karlowna. Die Regimentskameraden vergessen sie nicht. Und es kommen auch Briefe von ganz unbekannten Menschen. —

Aus dem Russischen von Lothar Scheffer



Ansicht des kybernetischen Baukastens. Die linke Tafel enthält das Rechenwerk, die mittlere und rechte Tafel das Schaltsystem für die Fehlerkorrektur von Fernschreibzeichen.

Ausgerechnet einunddreißig

So, du warst auch auf der letzten „Messe der Meister von Morgen“? Dann hast du sicher nicht versäumt, das militärtechnische Kabinett anzusehen. Hast du dort übrigens den kybernetischen Baukasten bemerkt, den ein Kollektiv aus unserer Nachrichtenoffiziersschule konstruiert und gebaut hat?

Daß so eine kybernetische Anlage addieren und multiplizieren kann, ist für uns eigentlich nichts Neues. Aber damit ein Laie versteht, wie ein derartiges Gerät Fehlerimpulse von Fernschreibzeichen korrigiert... Ganz abgesehen davon, mir mußte man es auch einige Male erklären, bis ich einigermaßen dahinterkam. Aber die Zusammenhänge begreift einer noch schwerer, wenn er nur auf theoretische Erklärungen angewiesen ist.

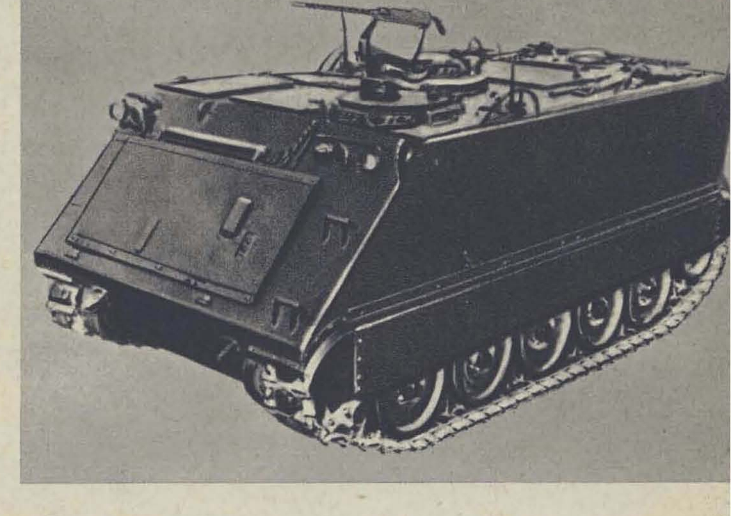
Siehst du, und da sind wir auch schon zum Zweck dieses Gerätes gekommen. Es dient als Anschauungsmaterial und soll den künftigen Nachrichtenoffizieren helfen, schneller die Geheimnisse der Kybernetik zu ergründen.

Ein Artikel in der Zeitschrift „Radio und Fernsehen“ und natürlich die wachsende Bedeutung der Kybernetik waren der Anlaß, daß Major (Dipl.-Ing.) Göller seinen Genossen aus der Nachrichtenwerkstatt den Vorschlag unterbreitete, gemeinsam ein solches kybernetisches Gerät zu bauen. Er arbeitete das Schaltschema selbst aus und erläuterte den Zivilangestellten Hoffmann, Vité und Quandt die Unterlagen. Diese Kollegen bauten dann das Gerät.

Einverstanden, unsere kleine kybernetische Maschine kann natürlich keine Sputnikbahnen errechnen oder chemische Prozesse steuern wie ihre großen Brüder, die modernen Elektronenhirne. Ihre Schöpfer erheben darauf auch gar keinen Anspruch. Unsere Maschine ist bescheiden und addiert nur bis zur Zahl 31. Trotzdem hat sie viel mit den Elektronenrechenmaschinen gemeinsam, die Zahlengiganten in Bruchteilen von Sekunden „verarbeiten“. Wie viele dieser Anlagen ist sie ein

(Fortsetzung auf Seite 51)

Schützenpanzer M 113 USA



Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht	10 t
Abwurfgewicht	8,25 t
Länge	4800 mm
Breite	2660 mm
Höhe (gesamt)	2200 mm
Panzerung	Leichtmetall
Steigfähigkeit	60 %
Überschreitfähigkeit	1680 mm
Kletterfähigkeit	610 mm
Höchstgeschwindigkeit (Straße)	64 km h
Fahrbereich (Straße)	320 km

Der amerikanische Schützenpanzer M 113 ist ein schwimmfähiges Vollkettenfahrzeug für den Transport von Mannschaften (12 Mann) und Material. Er ist lufttransportfähig und kann mit Fallschirm abgeworfen werden. Der M 113 besitzt einen wassergekühlten Chrysler-Motor (361 B) von 215 PS Leistung. Als Bewaffnung führt er ein MG 12,7 mm oder ein Panzer-MG 7,62 mm. Besatzung – ein Fahrer. Er ist noch nicht in allen NATO-Armeen eingeführt.

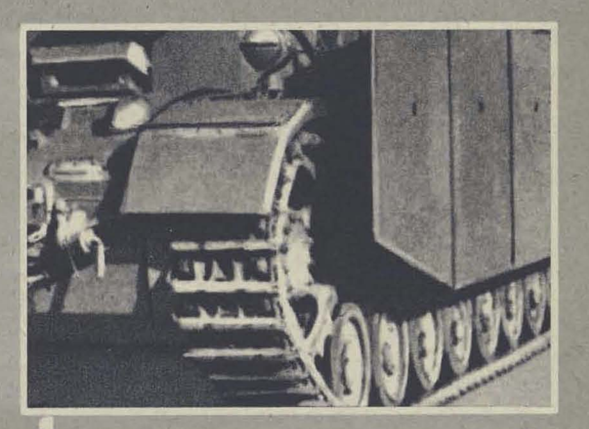
Bist du im Bilde?

Nun, lieber Rätselfreund, wie gefällt dir unsere neue Art von „Bist du im Bilde?". Gut sagst du, dann bist du auch bestimmt dieses Mal dabei, wenn es darum geht, auf den Bildausschnittten den NATO-Schützenpanzer M 113 zu erkennen. Schau gründlich nach und sende uns deine Lösung auf einer Postkarte bis zum 25. Februar 1962 (Datum des Poststempels). Unsere Adresse:
Redaktion „Armee-Rundschau"
Berlin-Treptow, Postschließfach 7986
Kennwort: „Bist du im Bilde?"
Unter den Einsendern mit richtiger Lösung werden durch das Los drei Gewinner ermittelt, die 50,– 20,– und 10,– DM als Preis erhalten.

Auflösung aus „AR" 12/62

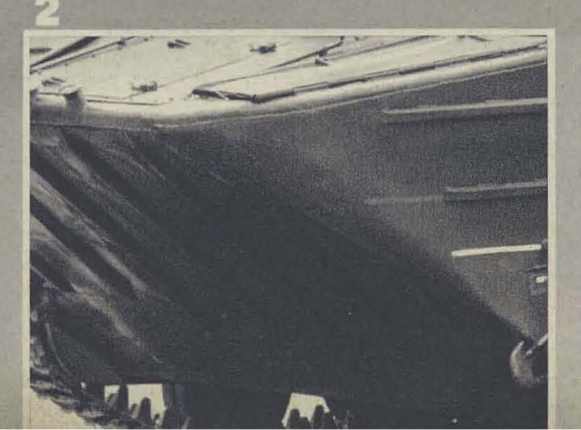
113 Freunde erkannten die „Schnauze" eines modernen Strahljägers. Die Gewinne fielen auf:

Wolfgang Kaneneks aus Forst/Lausitz	20,– DM
Dietrich Zemann aus Gera	10,– DM
Rainer Böhm aus Leipzig S 3	5,– DM

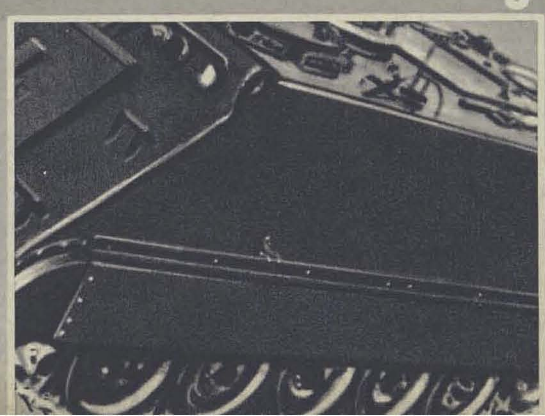


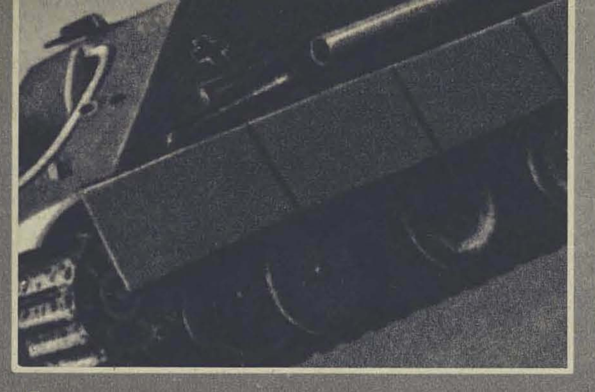
1

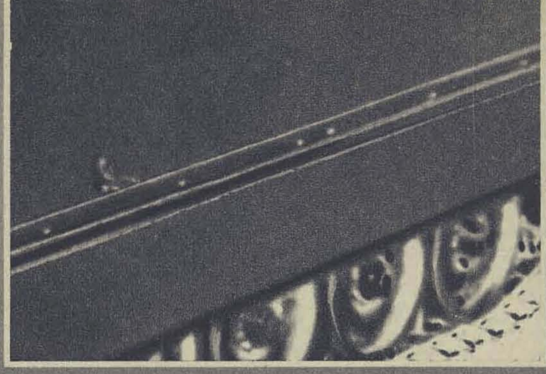
2



3









4

5

6



7

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1962

TYPENBLATT

FAHRZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Schwerer Schwimmwagen K 61

Taktisch-technische Daten

Gefechtsgewicht	9,5 t
Länge	9150 mm
Breite	3150 mm
Höhe	2150 mm
Geschwindigkeit (Land)	36 km h
Geschwindigkeit (Wasser)	10 km h

Fahrbereich: Festland 170–260 km; Wasser 10 Std.

Nutzlast: Festland 3 t; Wasser 5 t

Motor: 2-Takt-Diesel (4 Zylinder) 135 PS



Der K 61 ist ein Vollkettenfahrzeug, das zur Überwindung von Flußläufen und Seen bestimmt ist. Er dient als Transportmittel für Truppen, Material und Gerät. Der Antrieb im Wasser erfolgt durch zwei Schrauben, die Lenkung durch zwei Ruderblätter.

Ausgerechnet einunddreißig

(Fortsetzung von Seite 48)

Digitalrechner. Sie vergleicht also nicht bestimmte Werte, wie es Analogierechner tun, sondern zählt. Daher kommt auch der Name Digitalrechner (lat. digitus = Finger). Derartige Maschinen zählen mit ihren „Fingern". Nun hat aber nur der Mensch zehn Finger und rechnet demzufolge mit dem Zehnersystem oder Dezimalsystem. Fast alle Digitalrechner haben jedoch keine zehn, sondern nur zwei „Finger", die sie zum Zählen benutzen können.

Du lächelst ungläubig? Ihre beiden Finger heißen „Strom" oder „Nichtstrom", Strom fließt oder Strom fließt nicht. Mit diesen beiden Werten müssen diese Rechenmaschinen auskommen. Dieses „Zahlensystem", in dem nur die Zahlen 0 und 1 oder ja und nein bekannt sind, ist das Zweiersystem, auch binäres oder Dualsystem genannt. Es leuchtet ein, daß man vorher die Zahlen des Dezimalsystems umrechnen muß, ehe man sie der Maschine anbieten kann.

Sicher hast Du Dich vorhin verwundert gefragt, weshalb unsere Rechenmaschine nur bis zur Zahl 31 addieren kann? Ausgerechnet so eine krumme Zahl, die sich durch keine andere teilen läßt. Aber paß' einmal auf. Wie beim Zehnersystem ändert sich auch beim Zweiersystem mit jeder weiteren Potenz der 2 die Stellenzahl. Und wie heißt die größte fünfstellige Dualzahl, die man 11111 bzw. LLLLL (um Verwechslungen zu vermeiden) schreiben kann, umgerechnet in einen Dezimalwert? Einunddreißig! Was, Du glaubst es nicht? Rechne selbst!

1 = 1
2 = 10
3 = 11
4 = 100
5 = 101

Die Reihe bis 31 fortgesetzt ergibt 31 = 11111. Diese 31 kommt deshalb zustande, weil das Rechenwerk unserer kybernetischen Maschine fünf Bauelemente besitzt, die jeweils mit einem Stellenwert rechnen.

Damit diese Bauelemente entsprechend schalten, kann man Elektronenröhren, Halbleiter sowie Relais verwenden. Röhren und Halbleiter arbeiten ohne Verzögerung, und deshalb sind sie dort zu finden, wo größte Rechengeschwindigkeiten gefordert werden. Damit man aber den Rechenvorgang anschaulich darstellen kann, ist es ganz gut, wenn die Maschine nicht sofort schaltet, sondern ein klein wenig „nachdenkt". Deshalb benutzt das Kollektiv Göller Flach- und Telegraphenrelais als Rechen- und Schaltelemente. Was ein findiger Kopf einem solchen Relais nicht alles beibringen kann, nicht wahr? Sogar rechnen „lernt" es, wenn es der Mensch fordert.

Übrigens ist es das erste Mal, daß sich ein Erfinderkollektiv unserer Volksarmee an die Kybernetik heranwagt und sein Ziel auch erreicht hat. Eine Silbermedaille aus der Hand des 1. Vorsitzenden des Zentralrates der FDJ war die Anerkennung für das Kollektiv Göller.

Major M. Otto

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag; Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.

Alle Leser, die 1961 regelmäßig Fotos bezogen haben, werden gebeten, die Stempelaufdrucke ihrer Versandtaschen bis 28. Februar 1962 an den Deutschen Militärverlag, Abt. Militärbilddienst, Berlin-Treptow, Postfach 6943, zu übersenden.



1

2

3

Das FOTO für Sie 2/62	BILD 1	BILD 2	BILD 3

Angriff abgeschlagen

(Fortsetzung von Seite 43)

fuhr schnell, und er kam geradewegs auf ihre Höhe zu. Als er ihren Fuß erreicht hatte, verlangsamte er seine Fahrt und blieb schließlich stehen.

„Jetzt wird er uns aufs Korn nehmen", sagte Bajukow.

Sinzow nickte.

„Geh rüber, hör mal, was die Unseren drüben machen."

Die Einstiegluke im Turm ging auf, und ein Panzersoldat schob sich heraus. Offenbar wollte er sich so einen besseren Überblick über die Lage verschaffen.

Sinzow gab einen Feuerstoß ab, der Panzersoldat verschwand, und die Luke klappte zu. Doch eine Minute später schlug ein Geschoß neben der Schießscharte ein. Im gleichen Augenblick aber gab Sinzow zum Zeichen, daß er noch lebte, wütend einen langen Feuerstoß auf die Deutschen ab, die immer noch durch die Mulde liefen.

Wieder schlug eine Panzergranate unweit der Schießscharte ein, und Sinzow gab von neuem einen Feuerstoß auf die Infanterie ab. ‚Da seht ihr's, ich leb' noch!' schien er zu sagen.

„Vielleicht will er näher rankommen", sagte Sinzow, heiser vor Erregung. „Mach die Handgranaten fertig!"

„Bei mir ist alles klar", sagte Bajukow. Er hob die Handgranaten, die er mit einem Draht zu einer geballten Ladung zusammengebunden hatte, vom Boden auf und wies sie vor.

Der Panzer schoß noch mehrmals, und dann wollte er, wie Sinzow richtig vorausgesehen hatte, näher herankommen. Im ersten Gang dumpf knurrend — dieses Knurren in nächster Nähe wirkte erschreckend — fuhr der Panzer an, langsam kroch er schräg über den schneebedeckten Hang, dann änderte er die Fahrtrichtung, kletterte im Zickzack noch höher und geriet in den toten Raum. Jetzt hörten Sinzow und Bajukow sein lautes, keuchendes Knurren aus nächster Nähe.

„Wenn er rankommt, wird er auf die Schießscharte schießen", sagte Sinzow.

„Dann schieß du ihm auf den Sehschlitz", sagte Bajukow, „und ich kriech hinten raus und schieb ihm die geballte Ladung unter! Was meinst du?"

Doch Sinzow antwortete nicht und nahm eine neue Gruppe von Deutschen, die durch die Mulde liefen, unter Beschuß. Die Deutschen gingen in Deckung und rannten dann wieder weiter. Sinzow und Bajukow gaben einen Feuerstoß nach dem anderen auf sie ab, womit sie sie jedes Mal von neuem zu Boden zwangen, und hatten den Panzer fast vergessen. Ein Teil dieser neuen Gruppe rannte weiter und kam so nach vorn aus dem Schußbereich. Doch ein paar Mann blieben als schwarze Flecken im Schnee liegen.

Der unsichtbare Panzer knurrte irgendwo drau-

(Fortsetzung auf Seite 76)



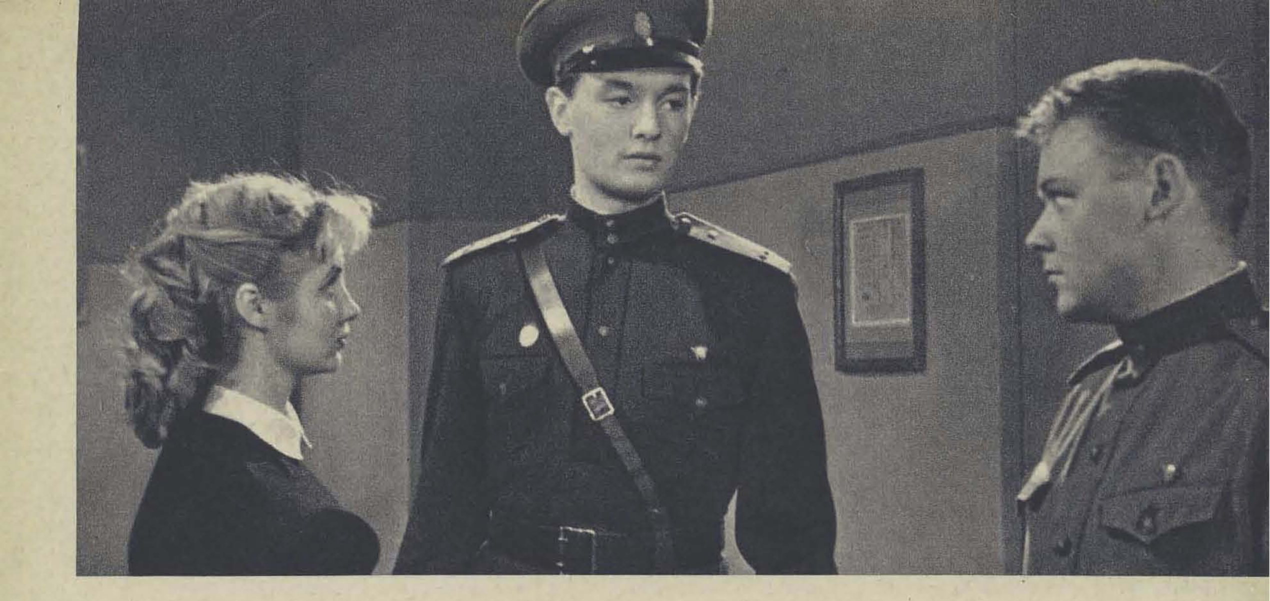
Grazyna Moszynska ist Mannequin im Modehaus „Moda Polska" in Warschau. Sie spielte bisher in zwei Filmrollen. Die polnischen Fotografen — und nicht nur sie — finden Grazyna Moszynska ungewöhnlich fotogen. Und so erscheinen ihre Bilder sehr oft auf den Titelseiten verschiedener polnischer Zeitschriften.

Ein sowjetischer Soldatenfilm — ein Film für uns

Der Sohn

Darf ein Soldat träumen?





des Fliegers



Kummer hat Olga, die Schwester des Artillerieoffiziers Serow, mit dem Soldaten Tolja. Ein frischgebackener Artillerierekrut stelzt mit einer Fliegerschirmmütze umher? Da muß doch was schiefgehen – und es geht auch schief.

Indessen: Olga liebt ihren Tolja. Sie allein weiß von seiner großen Sehnsucht und seinen geheimen Wünschen.

„Darf ein junger Mensch denn nicht träumen? Ein Gesetz müßte es geben, in dem das verankert ist", meint Olga.

Olgas Bruder, der ehrgeizige und strenge Leutnant Serow, der seine Waffengattung über alles liebt, hält nicht viel von Träumereien. Was nützt ihm ein Soldat wie Tolja Beskow, der mit einer Granate im Arm verzückt nach den Flugzeugen am Himmel starrt, während sein Geschütz als letztes „feuerbereit" meldet? Liegt es nicht einzig und allein an diesem disziplinlosen Beskow, wenn sein Zug die führende Stellung im Regiment mehr



und mehr verliert? Man muß diesen unbequemen Beskow loswerden!

Auch der sonst so erfahrene Oberwachtmeister Barba sieht sich vor ein unlösbares Rätsel gestellt: Ist Beskow ein Egoist? Ein Außenseiter? Auf alle Fälle beginnt Beskows Bettnachbar, ein junger Rekrut, an Gespenster zu glauben, als sich mitten in der Nacht etwas krachend auf ihn stürzt. Der Oberwachtmeister entdeckt das „Gespenst“ ein andermal zu nachtschlafener Zeit bei einem Handstand-Spaziergang. Es ist der Rekrut Tolja Beskow. Des Rätsels Lösung scheint gefunden zu sein: Dem Rekruten Tolja Beskow fehlen offenbar einige Tassen im Schrank.
Dem Kommandeur übermittelt der Oberwachtmeister seine Entdeckung mit der etwas taktvolleren Bemerkung, „daß bei dem Soldaten Beskow wahrscheinlich nicht alles stimmt“.
Es stimmt auch nicht alles. Schon lange betreibt der Artillerierekrut heimlich närrische Dinge. Morgen für Morgen dreht er sich vor dem Wecken im Waschraum hundertmal um die eigene Achse. Nachts marschiert er auf den Händen durch den Unterrichtsraum.
Ist Beskow ein Narr?
Tolja, der 19jährige Sohn des berühmten Testfliegers Beskow, will Flieger werden! Doch die Ärztekommission lehnte ihn ab — am Übungsgerät war ihm schwindlig geworden.
„Tröste dich, bei mir war es anfangs auch so. Da hilft weiter nichts als Sport zu treiben und ein eiserner Wille“, hatte der Vater zu ihm gesagt. Jene Worte wurden dem Sohn des Fliegers zum Vermächtnis — vor seinen Augen stürzte der kühne Pilot mit der Versuchsmaschine ab.
Und später? „Zur Fliegertruppe? Schwindlig? Schwere Artillerie!“
Widerwillig erfüllt der Artillerist seine Pflichten. Fliegen will Tolja Beskow! Schwindelfrei sein! So vergißt er zeitweilig sein Kollektiv. Er sitzt im Arrest — er schlägt sich wegen Olga mit Schmarinow, seinem Kameraden.
Wer versteht schon seine Sehnsucht? Wer teilt seine Sorgen? Niemand außer Olga, so scheint es ihm.

Ein Gespräch mit Lepko, dem umsichtigen Politleiter, bringt die Wende. Lepko fühlt, daß der Rekrut Beskow etwas Richtiges will, wenn er auch nicht richtig handelt. Hart und schonungslos treffen Tolja Lepkos Worte. Er beginnt zu begreifen, daß sein Vater anders gehandelt hätte. Er versteht: Ein Soldat muß überall Soldat sein.
Bedarf es eines Gesetzes, in dem das verankert ist?

Darf ein Soldat träumen?

Es gibt ein solches Gesetz, unsichtbar, doch vorhanden. Die Heldentat Juri Gagarins, die um die Heldentat German Titows vermehrt wurde, enthüllt vor der ganzen Welt die geistigen Maßstäbe der jungen Zeitgenossen des kommunistischen Jahrhunderts. Tolja und auch wir, die Soldaten der Volksarmee, gehören zu jenen Zeitgenossen.
So ist es nur natürlich, daß der Artillerierekrut Tolja eines Tages die Lüfte bezwingen wird.

W. Seiffert

Der Film „Der Sohn des Fliegers“ — Drehbuch: I. Starkow, Regie: W. Kotschetow — wird ab Ende Februar in unseren Filmtheatern gezeigt werden.



BONNER

„Nun, behaupten sie immer noch, ich wäre nicht maskiert?“

Strauß: „Eine Maskierung kann doch große Schwierigkeiten machen!“



ZEICHNUNGEN: KLAUS ARNDT



„Wie ich mich auf die Demaskierung freue!“



Brandt: „Meine Liebe zu ihnen würde sie unter jeder Maske erkennen!“

Diese Liebesgeschichte handelt von würdigen Männern zwischen Dreißig und Sechzig. Frauen spielen in ihr eine völlig untergeordnete Rolle; die des Alkohols ist ein wenig größer, weil die Geschichte in Brotterode am Fuß des Großen Inselsberges spielt. Die große Liebe dieser würdigen Männer gilt demnach weder den Frauen (womit allerdings nichts gegen ihre Qualitäten als Familienväter und Ehemänner gesagt werden soll!) noch dem Alkohol. Sie gilt dem Skilauf.
Zwischen Dreißig und Sechzig kann man gewöhnlich im Wettkampf keinen Blumentopf mehr gewinnen. Unsere Helden stehen deshalb auch keineswegs mehr im Leistungstraining. Kein Wettkampfbericht nennt sie. Und doch ist es unmöglich, ohne sie, die stillen Männer des Ski-Alltags, auch nur den kleinsten Wettkampf ordentlich durchzuführen. Der Leser wird schon gemerkt haben: Es geht um die Kampfrichter, die stillen Helfer auf den Langlaufstrecken, an Start und Ziel, auf dem Kampfrichterturm.

Ein Rechenexempel

An einem regnerischen Abend saßen wir im Stadtkaffee von Brotterode. Wir, das sind acht der wichtigsten Kampfrichter der ASG Vorwärts Brotterode und der Chronist. Wir nannten es außerordentliche Kampfrichterbesprechung. Die Abgesandten von über fünfunddreißig Brotteroder Skienthusiasten erzählten, und der Stift eilte pausenlos über das Papier. Nennen wir die Namen der Berichterstatter; eine Ehrentafel all derer, die es verdienten, würde den Umfang dieser Seiten weit überschreiten.

Das sind sie, unsere acht:

RUDOLF WAGNER
60 Jahre alt; 30 Jahre Kampfrichter

MAX MEYER
55 Jahre alt; 30 Jahre Kampfrichter

ADOLF ENGEL
50 Jahre alt; 20 Jahre Kampfrichter

ERICH STORCH
45 Jahre alt; 7 Jahre Kampfrichter

FRITZ ZINSSLER
40 Jahre alt; 7 Jahre Kampfrichter

KURT NEIDHARDT
38 Jahre alt; 5 Jahre Kampfrichter

RUDOLF ROSSBACH
37 Jahre alt; 7 Jahre Kampfrichter

HUBERT WOLF
28 Jahre alt; 7 Jahre Kampfrichter

In einem Gesamtalter von 353 Lebensjahren sind hier 113 Jahre Kampfrichtererfahrung vereint. Hören wir, was sie uns zu berichten haben.

Normale Verhältnisse — halb so schlimm

„Gewiß, zu einem richtig organisierten Wettkampf gehört allerhand. Die Zahl der Kampfrichter bewegt sich zwischen sechzehn beim Langlauf und etwa vierzig beim Winter-Biathlon. Die Durchschnittszahl der Stunden, die wir als Streckenposten draußen stehen müssen, beträgt vier bis fünf pro Wettkampf. Dazu kommt im Herbst die Begehung der Strecken mit Nachmessen und eventuellen Umlegungen. Rechnet man im Winter bis zu sieben Wettkämpfen, so ergibt das mit Streckenvorbereitung und allem Drum und Dran allerhand Tage gesellschaftlicher Arbeit für den Sport. Aber wir tun es ja gerne, und bei normalen Verhältnissen ist alles halb so schlimm.
Normale Verhältnisse, das heißt: Keine größeren Witterungsumschläge; eine deutlich sichtbare, gut markierte Spur für den Wettkämpfer und keine Änderungen kurz vor oder während der Läufe. Wenn die am Vorabend gelegte Spur am Wettkampfmorgen nur noch einmal abgefahren und kontrolliert werden braucht, ist alles in Ordnung.
Was nicht normal ist, möchten Sie wissen?
Na, zum Beispiel, wenn die Spur bei Altschnee von vielen Urlaubern gekreuzt wird und dann noch die lieben Kinderlein kommen, die ihre helle Freude daran haben, unsere bunten Markierungsfähnchen einzusammeln und mitzunehmen. Doch es gibt weit schlimmere und unangenehmere Umstände für uns Kampfrichter.

Da könnt' man manchmal die Platze kriegen

Manchmal könnte man aus der Haut fahren. Wenn wir zum Beispiel an die erste Thüringer Landesmeisterschaft 1951 zurückdenken. Tagelang vorher regnete es; wir brachten fuhrenweise Schnee zur Schanze und legten trotz allem eine Spur. Auch während der Eröffnung auf dem Platz der Jugend am Vorabend der Wettkämpfe regnete es noch in Strömen. Dann schlug plötzlich der Wind um. Es begann in dichten Flocken zu schneien. Da half alles nichts; nachts sind wir mit Fackeln raus und haben die Strecke neu markiert. Aber der Schnee war so unterschiedlich, daß kaum einer richtig gewachst hatte von uns. Bald bildete sich Eis unter den Skiern, stellenweise mußten wir die Bretter tragen. Aber wir haben es geschafft. Die Wettkämpfe konnten pünktlich beginnen, wenn wir auch viel mehr Schnee vom Auslauf der Schanze wieder abfahren mußten, als wir vorher mit Mühe hinaufgebracht hatten. Und da soll man sich nicht ärgern? — Vor allem, wenn man nur auf den alten Petrus schimpfen kann...!
Ein Jahr später, bei der Spartakiade der SV Stahl und SV Aktivist, war es ähnlich. Da überraschte uns nach nächtelangem Warten sage und schreibe ein Meter Neuschnee! Ein Skilehrgang wurde kurzerhand aus den Betten getrommelt, und los ging's zum Spuren. Männlein und Weiblein, ohne Ahnung von Weg und Steg, bei jeder Gruppe als einziger Ortskundiger einer von uns, so wurde die Strecke präpariert. Während vom Organisationsbüro nach allen Ecken und Enden Telegramme hinausgingen mit der lakonischen Mitteilung: ‚Wettkämpfe finden statt — stop — Anreise wie geplant möglich —

HERBERT WOLF

Wenn das dumme Herz nicht wäre

stop', schlugen wir uns die Nacht um die Ohren, zogen dann zu Hause die klitschnassen Sachen aus und trockene an, schnell ein Schluck heißer Kaffee, und raus ging's als Kampfrichter für die ersten Läufe.

Da steht man da und wartet und wartet...

Ja, so ist es bei plötzlichem Schneefall. Ein anderes Übel ist die Kälte. Bei der II. Wintersportwoche 1956, kurz vor den Olympischen Spielen in Cortina, haben wir das besonders zu spüren bekommen. Sturm und 22 Grad minus. Die Streckenposten verkrochen sich in die Dickung, wo sie nur konnten. Kaum hielten die frostklammen Finger den Bleistift. Den Läufer notieren und wieder in den Windschutz eilen, war das Werk von Sekunden. Am liebsten hätten wir unsere Zettel mitsamt der Stoppuhr an den nächsten Baum gehängt, so durchgefroren waren wir. Nun stellen Sie sich einmal die Stimmung der Streckenposten vor, wenn bei solchen Bedingungen ein Läufer unterwegs aufgibt und keinem Kampfrichter Bescheid sagt! Dann steht man da und wartet und wartet; die Minuten werden zur Ewigkeit. Ja, und leider kommt das gar nicht mal selten vor...

Übrigens, 1952 passierte uns am Inselsberg ein Kuriosum. Infolge der großen Kälte wurden nicht nur einigen Kampfrichtern die Wangen weiß, sondern uns froren darüber hinaus die Uhren ein. Können Sie sich die Rechnerei vorstellen?

Plötzlicher Schneefall – große Kälte. Es gibt noch etwas, was uns ärgert und große Sorgen bereitet, und mit dem wir genauso fertig werden müssen. Die Armeemeisterschaften 1959 sind dafür ein treffendes Beispiel. Wir hatten Altschnee. Dabei Sonnenschein und nachts Frost. Was morgens Glatteis war, lief in der Mittagssonne als munteres Bächlein fort. In Brotterode zeigte das Thermometer 20 Grad plus. Schnee war kaum zu sehen. An einigen Stellen der Strecke war der blanke Boden da, wenn einige Läufer passiert hatten. Wir holten Schnee aus dem Dickicht und belegten die Strecke neu. Wenn auch das nicht mehr half, legten wir die Spur während des Wettkampfes um. Als die letzten Läufer kamen, wußten wir uns kaum noch Rat. Gewiß, gefroren hat keiner, und die Streckenposten standen in Hemdsärmeln an den Kontrollstellen. Aber lieber als diese Schneeschaufelei in brennender Sonne ist uns doch so ein klarer Wintertag, an dem wir die Pelzmütze brauchen. Hauptsache, der Schnee reicht."



Zeichnung: Harri Parschau

Stärkung für das alte, junge Herz

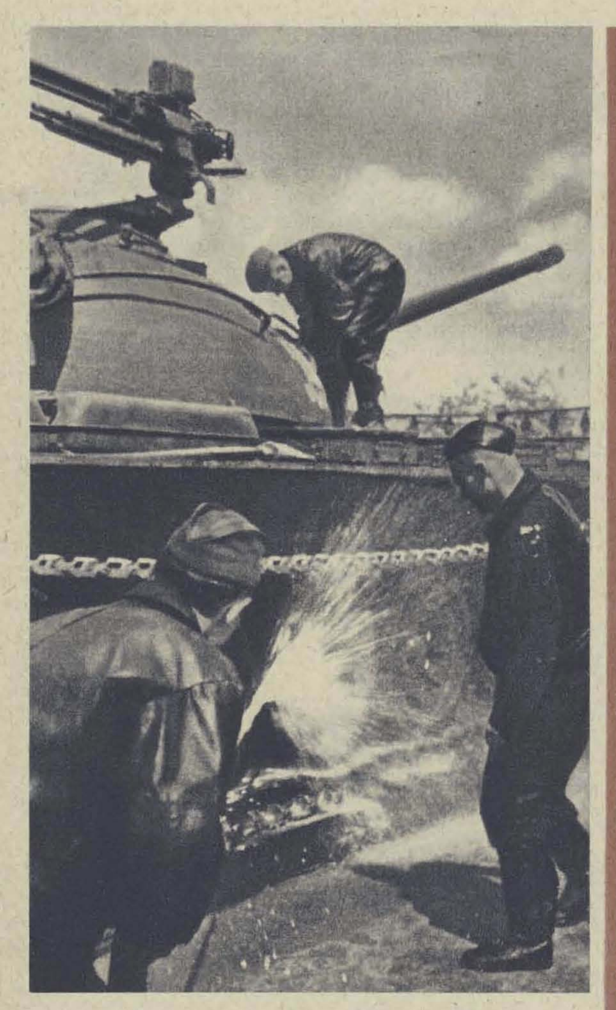
So, das wär's für's erste, um ein wenig Verständnis für die mühevolle und beschwerliche Arbeit der Kampfrichter zu wecken. Aber auch ein liebes Dankeschön wollen wir ihnen sagen, die gleich manchem von uns in die Skier und den Schnee verliebt sind.

Eins aber muß ich noch berichten. In jedem Jahr schwören die Kampfrichter am Ende der Saison: „Nie wieder! Den Ärger sollen sich mal andere auf den Hals laden!" – Im Herbst, zur Streckenbegehung, sind aber alle wieder da. Aus diesem Grunde, und um solche Worte des Ärgers nie in ernstes Verzagen umschlagen zu lassen, haben die Brotteroder eine schöne Tradition ins Leben gerufen. Jedes Jahr im März, wenn der letzte Wettkampf vorüber ist, werden Veteranenrennen veranstaltet. Auch die ältesten Kampfrichter gehen dann in ihrer Altersgruppe, nach Jahrzehnten gestaffelt, an den Start im Lang- oder Sprunglauf. Wer das Ziel heil erreicht, bekommt zunächst als Stärkung für sein altes, junges Herz einen doppelten Korn. Böse Zungen behaupten zwar, das Wichtigste an den Veteranenrennen sei die Siegerehrung, jedoch ist das ebenso erlogen wie die Sage, bei fehlendem Schnee würden die Sprungmatten mit Bier getränkt. Von diesen Veteranenwettkämpfen, die in Kampfrichterkreisen bereits bekannt und berühmt sind, wird jeweils ein Film gedreht, der bei der Siegerehrung im Rückwärtsgang die Heldentaten der Kampfrichter beim Wettkampf entsprechend würdigt.

So endet die Saison der Kampfrichter mit einem Mordsspaß, der wenigstens bei *einem* Wettkampf im Jahr allen Ärger vergessen läßt und Mut gibt über einen langen Sommer bis zur Streckenbegehung im Herbst und den ersten Wettkampf des neuen Winters.



Man muß schon Meisterfahrer sein, um den T-54, der mit Recht als bester und leistungsfähigster mittlerer Panzer der Welt bezeichnet wird, in jedem Gelände voll zu beherrschen.



Außen und innen, oben und unten haben die Genossen der Kompanie Rogow ihre Gefechtsfahrzeuge jederzeit „in Schuß". Das Wort von der vollen Gefechtsbereitschaft ist bei ihnen keine Phrase.

Sie hatten sich viel vorgenommen, die Panzersoldaten der Kompanie Rogow. Zu Ehren des XXII. Parteitages der KPdSU gingensie folgende Verpflichtungen ein: Bis zum Ende des Ausbildungsjahres 9 Meisterfahrer und 9 Meisterschützen auszubilden; den Titel „Beste Einheit" zu erwerben; in jeder Besatzung einen zweiten Fahrer auszubilden; die Marschgeschwindigkeit ihrer T-54 unfallfrei um 3 km/h zu erhöhen; durch bessere Wartung zwischen den einzelnen Reparaturen 1500 km mehr herauszufahren; im Laufe des Ausbildungsjahres 2 t Treibstoff und 200 kg Öl einzusparen und geschlossen das Sportleistungsabzeichen II. Klasse zu erwerben.

Einige meinten hinterher allerdings: das wäre doch ein bißchen viel auf einmal. Diese Stimmen kamen vor allem aus einem Zug, der dann auch ganz folgerichtig hinter den anderen Zügen zurückblieb. Es gab erregte Auseinandersetzungen in der Parteiorganisation, Aussprachen mit den „Langsamen". Schließlich hatte jeder eingesehen, daß es galt, das einmal gegebene Wort auch einzulösen. Und so ergab eine Zwischenbilanz einige Wochen vor dem Parteitag:

Bereits 6 Panzerfahrer konnten das Abzeichen mit dem bedeutungsvollen „M" an ihre Uniformbluse heften, sie waren jetzt Meisterfahrer. Ebensoviel Richtschützen wurden Meisterschützen. Die meisten Besatzungen erhielten beim Fahren und beim Schießen die Bewertung „sehr gut". Fast alle Soldaten der Kompanie hatten bereits die Bedingungen für das Sportleistungsabzeichen II. Klasse erfüllt.

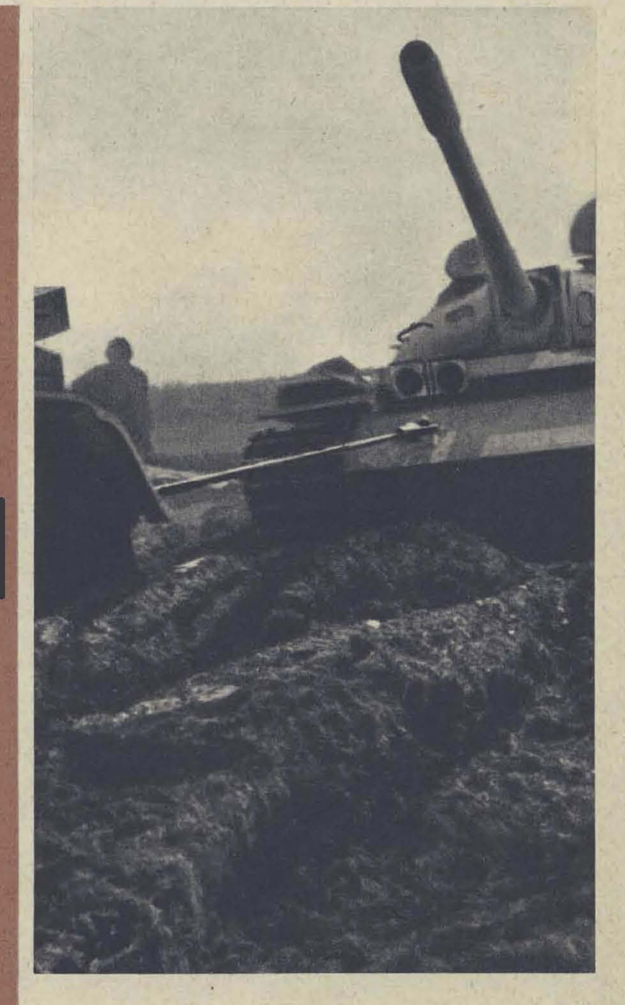
Die Kompanie wurde mit dem Titel „Beste Einheit" ausgezeichnet.

Das weckte unter den Genossen eine solche Begeisterung, daß sie die restlichen Verpflichtungen noch vor dem beschlossenen Termin erfüllten. *B-t*



23. FEBRUAR
TAG DER SOWJETARMEE

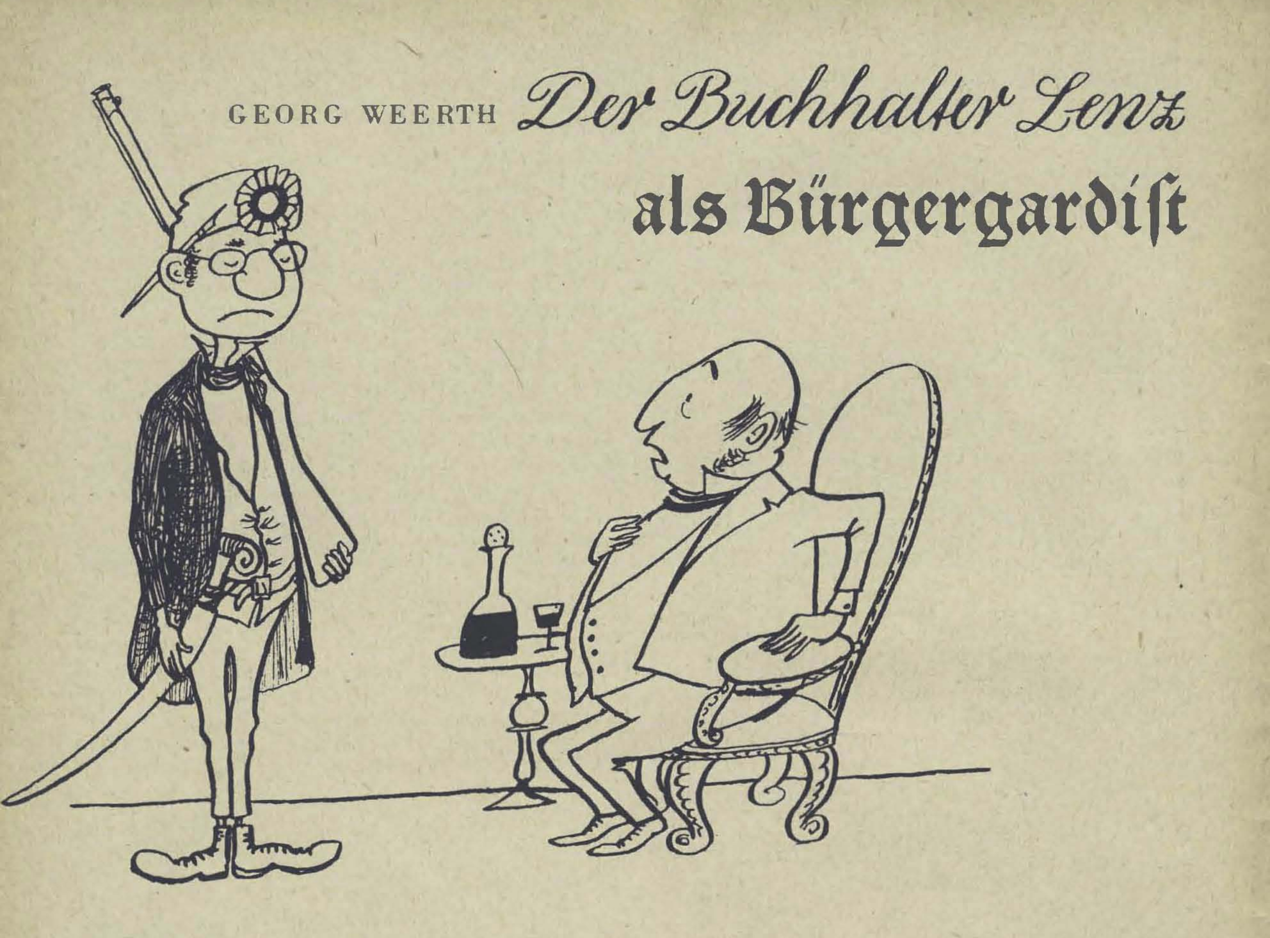
PANZERSOLDATEN HALTEN WORT



Das Abschleppen will ebenfalls gelernt sein – auch wenn die Genossen darum kämpfen, von vornherein jede Havarie zu vermeiden.

GEORG WEERTH

Der Buchhalter Lenz als Bürgergardist



Die Revolution des März war geschehen. Der Herr Preiß glich einem nassen Pudel, der seine Schnauze zwischen die beiden Vorderbeine steckt und über die Nichtigkeit alles Irdischen eine lange, melancholische Betrachtung anstellt. Die Februar-Ereignisse berührten ihn wie eine Ohrfeige; die März-Revolution traf ihn wie der Donner Zeus', des Unsterblichen.

„Von heute an will ich alle Betteljungen in österreichischen Metallique-Coupons bezahlen!" rief der schmerzlich bewegte Mann aus, „da bin ich sicher, daß ich nicht zuviel gebe. Meine Bons auf die Insel Sandwich sind nur zu Fidibus gut; meine Eisenbahn- und Bergwerksaktien — hol sie der Teufel! Sela!"

Dutzende ähnlicher Stoßseufzer entwanden sich der Brust des ehrenwertesten aller Handelsherren. „Aber mein Entschluß ist gefaßt", fuhr er fort, „verlassen will ich dieses Land der Schrekken, verlassen diese Atmosphäre der Anarchie; verkaufen will ich mein Haus, meinen Hof, meinen Garten; verkaufen meinen Wagen, meine Pferde, meine Hunde; entlassen meine Knechte, meine Mägde, meinen Buchhalter Lenz und hinüberziehen nach einer einsamen, wüsten Insel fern, fern in den Wogen des unendlichen Meeres." ... Der Herr Preiß versank in ein dreiviertelstündiges Stillschweigen. Wer weiß, wie lange er dem Fluge seiner Phantasie gefolgt wäre, wenn nicht plötzlich draußen auf dem Gange des Hauses ein höchst beunruhigender Lärm entstanden wäre. Ein sonderbarer, ganz ungewohnter Skandal. Er kam näher. Es war das Getöse von Waffen; es war, als wenn klipp-klapp ein Säbel auf die Waden eines Mannes fiele ... Und entsetzt hob sich der Sinnende empor von den Kissen des Lehnstuhls. Da knarrte die Tür in ihren Angeln, und gerüstet vom Kopf bis zur Zehe trat der Buchhalter Lenz vor seinen erschrockenen Herrn.

„Lenz!" seufzte der Herr Preiß.

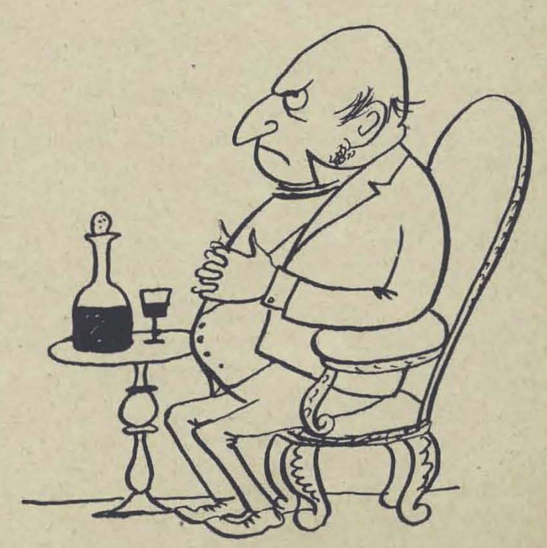
„Mein verehrter Herr!" erwiderte der Buchhalter.

„Lenz! Aber seid Ihr des Teufels, Lenz!"

„Verzeihen Sie, ich bin ein bewaffneter Staatsbürger!" Und Prinzipal und Buchhalter maßen sich mit erstaunten Augen.

Lenz nahm sich vortrefflich aus. An seiner Seite trug er einen Säbel, den sechs Mann nicht aus der Scheide zu ziehen vermocht hätten. Auf seiner Schulter lag ein Gewehr, ein Kuhbein, lang, wie es Lederstrumpf getragen, der Coopersche Nordamerikaner. Auf seinem Haupte schwankte eine Mütze mit der schwarz-rot-goldenen Kokarde, groß wie ein Wagenrad. Dazu die großen Füße, die enge kurze Hose, die fast über den Rand des Stiefels reichte; die weiße, altertümliche Weste in Falten geschnürt durch den Riemen des Säbelgehänges, der schwarze Frack mit den dolchspitzen Zipfeln, die Brille endlich und die rote Nase nicht zu

vergessen – alles das macht ein Ensemble, das den Griffel eines Hogarth oder den Pinsel eines Hasenclever auf der Stelle in die geschäftigste Bewegung gesetzt haben würde. Der Herr Lenz glich einem Soldaten aus der Armee Sir John Falstaffs, einem Warze, einem Schimmelig. Rechtes Kanonenfutter war der Kerl vom Schädel bis zur Sohle. Die Kindermädchen versteckten sich hinter den Haustüren, wenn er über die Straße ging, die Hunde bellten, die Hühner ließen vor Schreck ein Ei fallen.
Der Buchhalter hatte seine Muskete in die Ecke des Kontors gestellt; die Patronentasche aber noch auf dem Hintern und den Flamberg an der Seite, setzte er sich ohne weiteres auf seinen Stuhl, um nach Genuß einer großen Prise wie gewöhnlich sein Tagwerk zu beginnen.
Herrn Preiß wurde es schwül; er blickte bald auf die Muskete, bald auf seinen Buchhalter. „Die Zeiten sind nicht bloß schlimm, nein, sie werden auch gefährlich!" murmelte er leise. „Man kann sich vor seinem eigenen Buchhalter in acht nehmen, wenn er, also schrecklich gerüstet, einherschreitet." Der Buchhalter schien das Gemurmel seines Herrn zu verstehen; er nahm zwei Prisen hintereinander, und ein freudiges Lächeln spielte um die Flügel seiner purpurnen Nase.
„Wir sprachen gestern von den Ökonomien, welche anzubringen wären", begann der Buchhalter.
„Allerdings, Lenz!" erwiderte der Herr Preiß. „Die Ankunft der Berliner Post unterbrach uns."
„Ganz recht, verehrter Herr Preiß, aber sollen wir dies Kapitel nicht wieder aufnehmen?"
„Wie Sie wollen, lieber Lenz! Aber –"
„Fürs erste wollten Sie die Wagenpferde abschaffen."
„Sehr richtig, Lenz – indes –"
„Und dann würden Sie den Wagen verkaufen, das war logisch."
„Allerdings, Lenz, im höchsten Grade logisch, aber –"
„Den Modifikationen in Stall und Remise sollten weitere in Küche und Keller folgen."
„Gut behalten, Lenz; im Grunde –"
„Verzeihen Sie, vor allen Dingen sollten aber Veränderungen im Getriebe Ihres Geschäftes vor sich gehen –" Der Buchhalter schaute hinüber nach seiner Muskete. Dem ehrenwerten Herrn Preiß wurde es immer unheimlicher zu Sinne.
„Sehr bedeutende Änderungen im Getriebe Ihres Geschäftes!" wiederholte der Buchhalter mit Nachdruck.
„Allerdings, lieber Lenz, übrigens –"
„Die Produktionskosten sollten auf ein wahres Minimum reduziert werden."
„Sie haben sich alles gut gemerkt, Lenz. Indes –"
„Mit Ihrem Geschäftspersonal wollten Sie anfangen."
„Aber mein lieber Herr Lenz –"
„Die Arbeiter des Magazins sollten zuerst entlassen werden."
„Ich weiß nicht, ob ich so sagte; jedenfalls –"
„Jedenfalls sollte aber auch das Comptoir dran."
„Sie irren sich, lieber Herr Lenz!"
„Keineswegs, der jüngste Kommis sollte jedenfalls geopfert werden."
„Sie haben ein ungemein gutes Gedächtnis."
„Und wie Sie neulich den alten Sassafraß entlassen haben, so wollten Sie auch –"
„Ich wollte nichts mehr, Lenz!"
„So wollten Sie, was mich beträfe ..."
Hier entstand eine große Pause. Der Buchhalter hatte seinen Herrn mit einem durchbohrenden Blick angeschaut. Sacht ließ er sich hinabgleiten von seinem Comptoirstuhl, und einen Schritt seitwärts nach der Muskete tuend, schien er von der Antwort des Prinzipals die entsetzlichste aller Maßregeln abhängig machen zu wollen. Dem armen gefolterten Herrn Preiß war der Angstschweiß aus allen Poren gebrochen. Kaum seiner peinigenden Gedanken über die Dinge im allgemeinen los und ledig, wehte ihn schon wieder aus der Konversation mit dem Buchhalter der Geist der Anarchie und der Revolution an. Wie, der sonst so sanfte Buchhalter, er wagte, im Glanze der Waffen in das Comptoir zu treten und, mit der Patronentasche auf dem Rücken, mit dem Säbel an der Seite, eine Sache zur Sprache zu bringen, welche das Verhältnis zwischen Herr und Diener auf so empfindliche Weise berührte – es war unerhört, es war zum Verzweifeln!
Als der Herr Lenz daher die Worte sprach: „Was mich beträfe ...", da versagte dem ehrenwerten Handelsherren fast die Stimme, und nur mit bebenden Lippen konnte er die Worte hinzuführen: „Seien Sie unbesorgt, Herr Lenz, ich will Ihnen eine Zulage geben von hundert Talern jährlich – preußisch Courant."
Der Buchhalter nahm drei große Prisen. „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Preiß!" rief er, und die Muskete ergreifend, schulterte er so flott wie der beste Korporal. „Da ich indes die Wache beziehen muß, so werde ich unmöglich heute irgend etwas arbeiten können – guten Morgen, Herr Preiß!"
Staunend schaute der Herr seinem Diener nach. Die Kokarde der Gardistenmütze blitzte in den Strahlen der Morgensonne.



Zeichnungen: Elizabeth Shaw





Zeichnung: Klaus Arndt

Juri Wlassow

Die Italiener waren aus dem Häuschen. Vor Sekunden noch hätte man eine Stecknadel fallen hören können, jetzt aber donnerte ein Beifallsorkan durch den Saal, der das ganze „Palazzo dello Sport“ erzittern ließ. „Viva Juri! — Bravo Juri!“ Die Zeitungsberichterstatter stürzten zu Telefon und Fernschreiber, und die Stimmen der Rundfunkreporter und Fernsehkommentatoren überschlugen sich in dieser Nacht zum 11. September 1960. Die Olympischen Spiele zu Rom waren um eine Sensation reicher. Und als der frischgebackene Goldmedaillengewinner seinen Heimweg ins olympische Dorf antrat, vermochte er sich nur mühsam einen Weg durch die Massen zu bahnen. Hunderte in Ekstase geratene Römer begleiteten ihn, unzählige Hände streckten sich ihm entgegen, und bereitwillig signierte er die vielen Eintrittskarten und Fotos mit seinem Namen: Juri Wlassow.

Es war ja auch eine phantastische Leistung, die der fünfundzwanzigjährige Moskauer Offizier auf der Heberbühne des „kleinen Sportpalastes“ vollbracht hatte: 537,5 kg im Drücken, Reißen und Stoßen. Das war Weltrekord. Damit starb zugleich die fünf Jahre alte Spitzenleistung des amerikanischen Dickwanstes Paul Anderson. Gleich 25 kg waren es, die der sowjetische Schwerathlet zugelegt hatte.

Abgeschlagen auf die Plätze führt der römische Ergebnisspiegel die Gewichtheber aus den USA. Und das war eigentlich das Charakteristikum des Wettstreits der stärksten Männer der Welt: Der „nur“ 115 kg schwere Militäringenieur Juri Wlassow zerstörte auf einen Schlag die alte Vorstellung von gewaltigen Fleisch- und Muskelmassen, die allein in der Lage seien, derartige Leistungen zu erreichen. Mit Kraft und verfeinerter Technik bezwang Juri Wlassow die drei, vier Zentner schweren Männer. Daß seine Leistungen auf einem soliden Können beruhen, bewies er erneut beim „Championat du Monde“ in Wien. In keiner Sekunde ernstlich von einem seiner Mitbewerber gefährdet, wurde er auch hier der allseits gefeierte Sportler dieser Weltmeisterschaft 1961. Und als Krönung registrierten wir zum Jahreswechsel gleich drei neue, phantastische Weltrekorde von ihm: Olympischer Dreikampf = 550 kg; Reißen = 163 kg; Stoßen = 210,5 kg.

Dabei kam, so kurios es klingt, der derzeit stärkste Mann der Welt eigentlich ganz zufällig zu den Gewichthebern. Als er vor acht Jahren sein Studium an der Militäringenieur-Akademie aufnahm, war er in der Leichtathletik zu Hause. Lediglich das Kugelstoßen machte ihm einige Sorgen. „Versuch's doch mal mit den Gewichten!“ rieten ihm seine Genossen. „Das gibt Kraft.“ Und so geschah es. Bald fand Juri Gefallen an der Hantelarbeit, wenn zuerst auch ohne nennenswerte Resultate. Doch mit der ihm eigenen Energie trieb er sein Erfolgsbarometer schnell nach oben. Die Amerikaner rieten ihm, mehr zu essen, um schwerer zu werden; sein Trainer Saren Bogdasestew dagegen versuchte es mit anderen Mitteln: Er verstand es, die Kraft seines Schützlings mit einer ausgefeilten Technik zu paaren — und beide fuhren besser damit ...

Und so sieht ein Training aus: Hebt Juri zehn Tonnen in etwa drei Stunden, dann nennt er es „leicht trainiert“. In Zeiten angespannter Trainingsarbeit bringt er die doppelte Last in der gleichen Zeit zur Hochstrecke.

Und seine Freizeitbeschäftigung? — Dreitausend Bände füllen die riesigen Bücherregale in Juris Arbeitszimmer: Philosophie, Geschichte, Militärwissenschaft, Physiologie, Medizin und Sport, diese Wissensgebiete bestimmen ihren Inhalt. Mitunter aber halten ihn auch die Bücher nicht; dann greift er zur Flinte und geht auf Entenjagd ... *KW*

NACH DIENST in der BASTELECKE

Modellbahn einmal anders

Eine interessante Einsendung erhielten wir von unserem Leser Rolf Löser aus Neubrandenburg. Herr Löser ist begeisterter Modelleisenbahner und bezieht in die Ausgestaltung seiner Anlage weitgehend militärische Motive ein. Die kleinen Modelle (T 34 und sowjetische Kurzstreckenraketen auf Panzerlafette) sind nach Originalvorlagen im Maßstab 1:87 angefertigt. Das entspricht der Modellbahngröße H0 (Halbnull), also der zur Zeit noch verbreitetsten Modellbahngröße. Selbstverständlich lassen sich die weiter unten angeführten Größenangaben auch ohne weiteres für die noch kleinere „TT"-Bahn umrechnen. Doch nun geben wir Herrn Löser das Wort, den wir um eine Bauanleitung baten:

Die Raupenfahrzeuge waren als Beladematerial gedacht. Sie sind mein besonderes Steckenpferd, allerdings im obengenannten Maßstab. Ziel dabei ist, in diesem Größenmaßstab möglichst genau und vorbildgetreu alles nachzubilden.

Wie es allgemein üblich ist, fertige ich mir zunächst nach Bildern und eigener Anschauung einen Bauplan, entsprechend der Größe des Modells.

Ist der Bauplan fertig, beginne ich mit dem Bau. Als Material verwende ich fast nur Holz (grundsätzlich jedoch niemals Streichhölzer!), mitunter etwas Kupferdraht und Stahldraht.

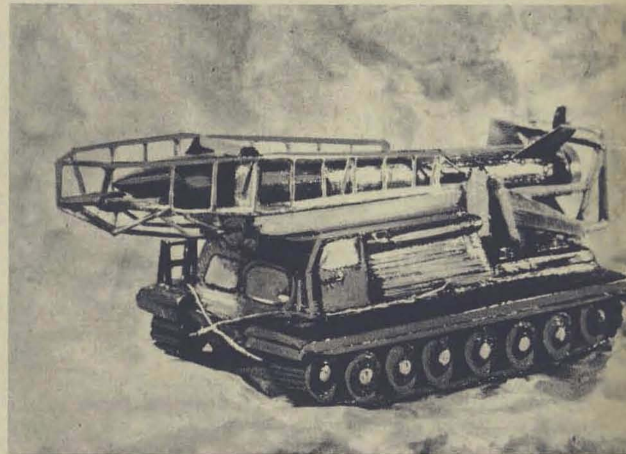
Gearbeitet wird mit einem sehr scharfen Taschenmesser, Sandpapier und, falls erforderlich, einem Lötkolben.





T 34 im Modellbahngelände. Ihre Ausmaße entsprechen der Modellbahngröße H0 (Halbnull).





Von unserem Leser Rolf Löser im Maßstab 1:87 gebautes Modell einer sowjetischen Kurzstreckenrakete auf Panzerlafette.

Bei der Herstellung wird der Hauptteil (Wanne, Motorgehäuse usw.) aus einem Stück gefertigt. Alle Aufbauten, wie Türme, Raketen, Geschützrohre, Treibstoffbehälter usw. werden einzeln hergestellt. Mitunter bestehen sie aus mehreren Einzelteilen. Zusammengebaut werden sie erst, wenn alle Kleinteile fertig sind. Es gibt dabei Einzelteile, die kleiner als 1 mm sind.
Besonders kompliziert ist die Herstellung der Gleisketten. Zuerst werden die Räder (Trieb- und Leiträder sowie Laufrollen) an dem Hauptkörper mit Duosan-Rapid befestigt.
Über die Räder wird ein schmaler Mullstreifen gelegt, auf den 2–3 mm breite Holzplättchen, je nach Raupenbreite, aufgeklebt werden.
Beim T 34 benötigte ich für beide Raupenketten 150, für die Kurzstreckenrakete etwa 200 solcher Plättchen.
Griffe, Türklinken, Seile und Haken werden aus Kupferdraht, die Antennen aus dünnem Stahldraht angefertigt, soweit wie erforderlich in das Holz versenkt und mit Duosan verleimt. Die Seile kann man aus dünnem Kupferdraht drehen und ihre Ösen mit Lötzinn imitieren. Dann werden sie an den entsprechenden Stellen eingehängt.
Ist das Modell fertig zusammengebaut, wird es mit Lack in grünen Farbtönen bemalt, wobei einzelne Teile noch schwarz, rot oder grau gefärbt werden können.

Rolf Löser

Maße der beschriebenen Modelle

Maßstab 1:87	T 34	Kurzstreckenrakete
Länge über alles in mm	78	105
Höhe in mm	24	33
Breite in mm	35	36
Einzelteile	etwa 200	etwa 320



Will man metallene Unterlegscheiben blank oder dünner feilen, so spannt man sie nicht in den Schraubstock, weil die Scheiben infolge ihrer Rundung keinen sicheren Halt finden. Man nimmt vielmehr ein Holzklötzchen, spannt dieses in den Schraubstock, schlägt einen oder mehrere abgezwickte Stifte ein und legt die zu befeilenden Scheiben zwischen oder um die Stifte. Noch bequemer ist folgender Weg: Man spannt einen Kork mit etwas größerem Durchmesser als dem der zu bearbeitenden Scheibe mäßig fest in den Schraubstock, legt die Scheibe auf den Kork, drückt die Feile nicht allzu kräftig auf und feilt wie gewöhnlich. Durch die große Reibung des Korks verschiebt sie sich nämlich nicht, drückt sich vielmehr in den Kork ein und bleibt hierdurch erst recht auf ihrer ursprünglichen Stelle liegen. Wer diesen Bastlerkniff einmal ausprobiert hat, kann sogar den Schraubstock entbehren und den Kork in der Hand halten.



Li.-Nr. UdSSR 2130



Li.-Nr. UdSSR 2220

Vom Feuerzeichen bis zum Fernsehgerät

Das Bedürfnis nach Nachrichtenübermittlung ist so alt wie die menschliche Gesellschaft. Boten, wie der auf einer peruanischen Marke (329) gezeigte indianische Läufer, waren die ersten Nachrichtenüberbringer. Die Entwicklung führte dann über die Postläufer (DDR 382, Polen 1010) bis zu den Briefträgern von heute (DDR 233).
Oft bedienten sich die Boten eines Pferdes (DDR 438, 573, Rum. 1788, SU 2126, USA 795), eines Kamels (Sudan 111) oder eines anderen Reittieres.
Hatten sie ihre Botschaft noch mündlich zu überbringen, so änderte sich das mit dem Aufkommen der Schrift. Schreiber (SU 2125), die damals die Schriftstücke anfertigten (Island 288/92), wurden durch Drucker abgelöst (Westdeutschl. 147, Rum. 1785), die Nachrichten und Erkenntnisse rationeller in Zeitungen und Büchern verbreiten konnten. Längst wurde auch auf diesem Gebiet höchste Vollendung erreicht (DDR 312, 510, SU 1349/50).
Doch Boten waren nicht immer schnell genug, konnten oft natürliche Hindernisse nur schwer oder gar nicht überwinden. So ergab sich zwangsläufig die Suche nach anderen Möglichkeiten. Wir alle wissen von den Nachrichtentrommeln im afrikanischen Busch (Franz. Somali 82). Eine US-amerikanische Marke zeigt Indianer, die Rauchsignale geben.
Modelle im Berliner Postmuseum vermitteln uns in interessanter Weise, welche Etappen das Nachrichtenwesen bis zur heutigen verfeinerten Telegraphentechnik zurücklegte. Westdeutsche Marken zeigen Philipp Reis (110) und sein Telefon (se 20/61), die CSSR gab für Erfinder auf dem Gebiet der Radiotechnik einen Satz Sondermarken heraus (1177–82). – Fernschreiber (DDR 205), Telefonisten (Bulg. 685, 1211, Polen 736, Rum. 901, Ungarn 1436, 1484), Rundfunk- und Fernsehsender und -empfänger (DDR se 21/61, CSSR 1051/52, Ungarn 1505, SU 2220) sowie symbolische Darstellungen zu diesen Themen (DDR 460/61, Rum. 1734/35, Schweiz 569–72) werden häufig als Markenmotiv verwendet. Ein sowjetisches Postwertzeichen (837) zeigt Soldaten der Nachrichtentruppen im Großen Vaterländischen Krieg; ein anderes (2130) unterstreicht im Text die Bedeutung, die Lenin der Nachrichtenübermittlung beigemessen hat: „Sozialismus ohne Post- und Fernmeldewesen und Maschinen ist eine leere Phrase!"

Woll

Li.-Nr. CSSR 1052



Li.-Nr. DDR 438



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 3. Cheftrainer der Leichtathleten des ASK Vorwärts Berlin, 7. Teil der MPi, 8. Truppenverband, 9. Teil des Visiers, 10. Nährmutter, 11. Einspruchsformel, 12. Schulraum, 14. Längenmaß, 16. deutscher Rechenmeister, 18. akust. Erscheinung bei Gewittern, 19. altröm. Grenzwall in Süddeutschland, 21. Kondensationsform des Wasserdampfes, 24. Gestalt aus „Egmont", 25. Meeresenge, 26. Teil des Panzers, 27. indonesische Insel, 29. Landschaftsform, 30. deutscher Staatsmann (1757–1831), 31. System zum Verschlüsseln eines Textes.

Senkrecht: 1. Kampfbrandstoff, 2. Größe zur Sternortbestimmung im Horizontsystem, 3. Komponist der Oper „Der Revisor", 4. Fluß in Polen, 5. Maßeinheit der elektr. Stromstärke, 6. Kürbisart, 12. Kurort in der Schweiz, 13. Kampfbahn, 15. Stadt in Holland; 17. Europäer, 19. Deutscher Meister im Spezialsprunglauf 1961, 20. Teil des MG, 22. sowj. Hochspringer, 23. Stadt in Frankreich, 27. sowj. Schriftsteller, 28. deutsche Sportzeitung.

1	■	2	■	3			4	■	5	■	6
7					■	■	8				
	■		■	9				■		■	
10				■	■	■	■	11			
	■		■	12			13	■		■	
14		15			■	■	16	17			
■	■	■	18						■	■	■
19		20			■	■	21		22		23
	■		■	24				■		■	
25				■	■	■	■	26			
	■		■	27			28	■		■	
29					■	■	30				
	■		■	31				■		■	

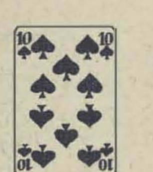
SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – a – ber – berg – brem – chel – clair – da – da – dai – der – dis – dom – dri – ei – eng – er – eur – fen – feu – ga – gas – ge – gen – go – gren – gu – ha – il – in – ka – ka – kar – ker – kist – kus – la – län – lauf – le – ly – ma – ma – ma – ma – mei – men – mel – ni – ni – no – nor – o – o – pi – pietsch – pult – reel – reich – rie – rohr – rück – sa – sa – se – se – see – sem – sin – speer – sperr – ster – ta – tan – ten – tums – u – u – xan – wa – we – weis – wer – wor – ze – zin – sind 27 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Suslow auf dem XXII. Parteitag der KPdSU ergeben.

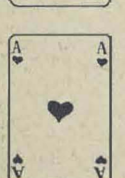
1. Tageszeitung der KP Großbritanniens, 2. Schraubenschlüssel mit verstellbarer Maulweite, 3. Industriestadt an der Elbe, 4. Startvorrichtung für Flugzeuge von Schiffen, 5. Giraffenart, 6. Patronenlager, 7. größere Insel Afrikas, 8. Ostseeinsel, 9. europäischer Staat, 10. wissenschaftl. ausgebildeter Techniker, 11. Sportart (Leichtathletik), 12. belgischer Graphiker, 13. berühmteste sowj. Ballettänzerin, 14. ungar.-österr. Arzt, „Retter der Mütter", 15. Bez. des 180. geo-

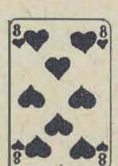
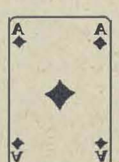


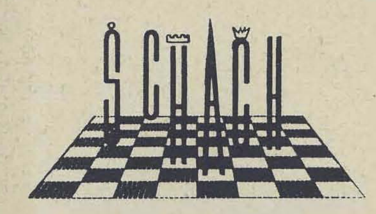
Vorderhand will mit abgebildetem Blatt Pik spielen; Hinterhand überläßt ihm das Spiel bei 36. Da im Skat der zweite und dritte Bube liegen, muß Vorderhand Grand spielen. Er begeht dabei einen grundlegenden Fehler, der ihn das Spiel verlieren und sogar Schneider werden läßt. Wie können die Karten verteilt sein, wie verläuft das Spiel, und welchen Fehler begeht Vorderhand?





Einfallsreiche Angriffsführung

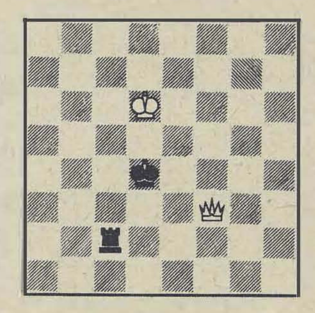
In einem Turnier in Bad Pyrmont, im Oktober 1961, wurde die folgende hübsche Partie gespielt. Sehr lehrreich und mit großer Meisterschaft demonstriert uns der Führer der weißen Steine Aufbau und Durchführung eines Königsangriffs.

Angenommenes Damengambit

Weiß: Hottes **Schwarz: Bialas**

1. d4 d5 2. c4 dc4: (Die Annahme des Damengambits ist nicht empfehlenswert, weil dadurch dem Anziehenden die Herrschaft über die Mittelfelder eingeräumt wird.) **3. Sf3 Sf6 4. Sc3 a6 5. e4 b5** (Die Behauptung des geopferten Bauern ist zu riskant. Besser war 5. ... e6 6. Lc4: b5 nebst 7. ... Lb7 usw.) **6. e5 Sd5 7. Sg5 Lf5** (Auf 7. ... e6 würde Weiß günstig mit 8. Df3 Dd7 9. a4! fortsetzen können. Auf den Textzug bringt Weiß bereits ein Figurenopfer.) **8. Sf7:! Kf7: 9. Df3 e6 10. g4 Lb4 11. gf5: Tf8** (Um den König in Sicherheit zu bringen. Diese Absicht wird von Weiß sehr eindrucksvoll vereitelt.) **12. Tg1! ef5: 13. Dh5+ Kg8 14. Lh6 Tf7** (Natürlich nicht 14. ... g6? wegen 15. Tg6:+ hg6: 16. Dg6:+ nebst Matt.) **15. e6 Te7 16. Lg7:! Te6:+** (Ein Fehler wäre 16. ... Tg7:? wegen der überraschenden Entgegnung 17. Df7+!.) **17. Le5+ Kf8 18. Dh7:** (Damit ist die schwarze Königsstellung total demoliert und zudem droht Weiß Matt durch 19. Tg8. Schwarz verteidigt in der Folge seine Stellung nach besten Kräften, aber der Anziehende weiß seine vorteilhafte Stellung sehr geistreich auszunutzen.) **18. ... Ke8 19. Tg8+ Lf8 20. Sd5: Dd5:** (Die andere Möglichkeit 20. ... Te5:+ 21. de5: Dd5: 22. Lg2 De5:+ 23. Kf1 ergibt auch eine für Schwarz verlorene Stellung, da Weiß neben La8: auch Te1 droht.) **21. Lg2 Dd4:** (Falls nun 22. La8: so 22. ... De5:+ 23. Kf1 Sd7 und Schwarz ist noch längst nicht verloren. Jungmeister Hottes, der die Partie in großem Stile gespielt hat, bringt zum Abschluß noch ein reizendes Finale zustande.) **22. Tf8:! Kf8: 23. Df5:+ Ke7 24. De6:+!** und Schwarz gab auf, da er nach 24. ... Ke6: 25. Ld4:, mit einer Figur im Rückstand, eine glatt verlorene Partie hat.

UNSERE SCHACHAUFGABE



Matt in 2 Zügen

Eine kleine nette Aufgabe von G. Carpenter. Stellungsbild Weiß: Kd6, Df3, Tc2 (drei Steine). Schwarz: Kd4 (ein Stein).

graph. Längengrads, 16. Stadt in Ägypten, 17. Autor des Romans „König Kohle", 18. See bei Leningrad, 19. massiertes Artilleriefeuer, 20. Zeitschrift der sowjet. Panzersoldaten, 21. Wurfscheibe, 22. Baumfrucht, 23. Teil des Geschützes, 24. Edelholz, 25. Dienstgrad bei der Volksmarine, 26. Führer des Kieler Matrosenaufstandes 1917, 27. Erfinder der Buchdruckerkunst.

SCHÜTTELRÄTSEL

Seine – Gera – Angel – Gast – Furt – Atem – Fahne – Rasen – Feile – Flut – Dame – Siena – Dornen – Paneel

Durch Umstellen der Buchstaben sind neue Begriffe zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe den Namen eines hervorragenden deutschen Arbeiterführers.

BUCHSTABEN-STREICHEN

Piste – Test – Beine – Leder – Rübe – Zunge – Schwager – Soda – Kiste – Rest – Kimm – Gage – Flechte – Kleid – Achat.

Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, einen Ausspruch des genialen russ. Feldherrn Suworow.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 1/1962

FULLRÄTSEL: 1. Melbourne, 2. Patrouille, 3. Mikroskop, 4. Uljanowsk, 5. Feuerwehr, 6. Gneisenau, 7. Karabiner, 8. Balaleika, 9. Gretschko – Makarenko.

BILDERRÄTSEL: „Zwinge deine Feinde zum Rückzug, noch ehe sie ihre Kräfte gegen dich sammeln können."

WER KENNT DIE VORNAMEN: Romain, Albrecht, Kurt, Edgar, Theodor, Erich, Nikolai, Thomas, Rosa, Ulrich, Peter, Paul, Emile – Raketentruppe.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Wesdjechod, 6. Cambrai, 11. Pau, 12. SFL, 13. Maron, 14. Eroika, 15. Ellen, 17. Diesel, 20. Log, 21. Bug, 23. Bad, 25. VA, 26. KWK, 27. Sichel, 29. Trabant, 32. Pak, 34. Oran, 35. Kerze, 36. Oka, 37. Roller, 38. Saar.

Senkrecht: 1. Wanne, 2. Stahl, 3. Jemen, 4. Colon, 5. Omsk, 6. Café, 7. Aul, 8. Rampe, 9. Israel, 10. Tank, 12. PS, 16. Laufwerk, 18. Irbis, 19. Longe, 22. Fahrer, 24. Dicker, 28. Leer, 30. Aal, 31. Tor, 32. Pas, 33. Ana.

SKAT: Vorhand gewinnt, wenn die Gegenspieler je 2 Kreuz- und Pikkarten haben.

SCHACH: Weiß: Kb5, De6 Ld5, Bb7; Schwarz: Ke8, Th8, Lc7, Sa8, Bb6, e7. Verfasser Sam Loyd. 1. b8S!. droht 2. Df7 matt, 1. ... Lb8: 2. Dc8 matt.

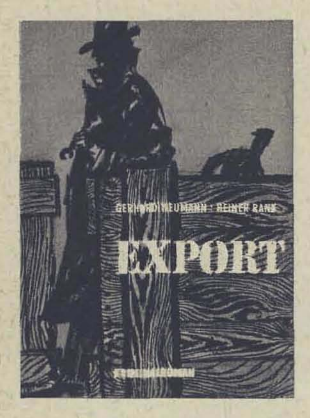
Aus der Bücherkiste

JAROSLAV HAŠEK

Der brave Soldat SCHWEJK holt Meßwein

KURZGESCHICHTEN

JAROSLAV HASEK: DER BRAVE SOLDAT SCHWEJK HOLT MESSWEIN.
Kurzgeschichten, 160 Seiten, 1,85 DM, Aufbau-Verlag.
Nicht nur der „brave Soldat Schwejk" ersteht in diesen Kurzgeschichten vor unseren Augen, sondern auch ein Pfarrer, der Selbstgebrannten an seine Pfarrkinder verteilt, ein Richter, der über ein schlechtes Mittagessen verstimmt, einen Menschen zum Tode verurteilt, ein Staatsbeamter, der auf Befehl seines Vorgesetzten dessen Tochter heiratet – und nicht zuletzt der Autor selbst.



EXPORT, Kriminalroman, 280 Seiten, 5,60 DM, Verlag Kultur und Fortschritt.
Dieser Kriminalroman wirft ein Schlaglicht auf die Machenschaften, mit denen westliche Konzerne unsere Industrie vom Weltmarkt fernzuhalten versuchen. Sabotage, Entführung und Erpressung sind Fakten des „Falles Rümpler", der von unserer Kriminalpolizei aufgeklärt wird.

Arkadi Perwenzew: Kotschubej

Legendär ist er geworden, der Kommandeur Kotschubej; über ihn ist der Film bei uns gelaufen, nun liegt auch das Buch vor: „Kotschubej – Der kühne Kommandeur der Donkosaken".

Das ist ein Buch, das uns noch einmal alle Wirrnisse und Schwierigkeiten jener Zeit vor Augen führt. Es zeigt das Leben des Kosaken und Brigadekommandeurs Wanja Kotschubej; seine Kämpfe, die Siege, der Verrat und seinen Tod.

Noch nicht zwei Jahre ist die Sowjetmacht alt, und sie steht im schwersten Kampf gegen die Weißen. Im Kubangebiet kämpfen die roten Kosaken um ihre Heimat. Es gibt keine Frontlinie, der Riß geht durch Stanizas, durch Familien, durch Herzen: Hier rot – da weiß. Hier Leben – da Tod! Der Kampf ist erbarmungslos. Der schnellere Griff zur Pistole und die besser geschlagene Klinge entscheiden. Und Kotschubej, er konnte schießen, er konnte kämpfen, er konnte seine Reiter zum Siege führen wie kaum ein anderer. An ihm begeisterten sich die Roten, bei ihm suchten die Hilflosen Schutz – ihn fürchteten die Weißen; sie fürchteten ihn so sehr, daß sie dem eine hohe Belohnung versprachen, der Kotschubej tot oder lebendig brachte. Aber wer konnte ihn fangen, ihn, Wanja Kotschubej? Er war der Kommandeur, der seinen Reitern beim Angriff voranritt; er scheute nie die Gefahr. Er schlug sich auch ganz allein mit weißen Offizieren. Er war immer dran am Feind.

Doch er hatte – man muß es sagen, und im Buch wird es deutlich –, er hatte auch Neider und Mißgünstige in den eigenen Reihen. Von diplomatischen Wendungen verstand er nicht viel; vom Lernen und von irgendwelchen Theorien hielt er nichts. Für Lenin, das war seine Devise. Für Lenin, das war für die Heimat. Dafür kämpfte er, für Lenin begeisterte er seine Soldaten. Sein Verhältnis zu den Genossen wird so recht deutlich. Er haßte Ungerechtigkeit und trat immer und überall gegen sie auf; er war zwar Kommandeur, doch er lebte mit seinen Reitern und sorgte für sie. Hinterland gab es für ihn nicht.

Dann kam der Typhus, dazu der Verrat. Konterrevolutionäre hatten es ausgeheckt, die Soldaten konnten da nicht durchschauen. Kotschubej läßt nicht schießen. „Die Brigade kann nicht gegen ihre eigenen Brüder kämpfen", sagt er, und zum ersten Male legen die Kosaken ihre Säbel und Gewehre ab. Kotschubej aber will mit einigen Getreuen zu Lenin. „Genosse Lenin wird mich verstehen." Am Ende eines entsagungsvollen Weges beginnt der neue Marsch. Zu Lenin! Doch sie kommen nicht weit. Ohnmächtig fällt er in die Hand der Weißen.

Denikin weiß um den Ruf und um den Ruhm Kotschubejs. Er will



ARKADI PERWENZEW

Kotschubej

Roman, 282 Seiten · Deutscher Militärverlag

den Berühmten kaufen, und er bietet ihm viel, bietet ihm alles. Ein ehemaliger Roter an der Spitze seiner Weißen, das will der General. Doch Kotschubej bleibt sich und der Sache treu. Zum Verräter wird er nicht, dafür wird er gehenkt.

Wanja Kotschubej ist gefallen, doch sein Name und der seiner berühmten Partisanenbrigade ist geblieben, geblieben über die Zeit, über die Jahre des Sieges, des Aufbaus. Das Buch trägt dazu bei, den Namen nicht vergessen zu lassen.

Fünf dumme Fragen an Trainer Erich Stammer

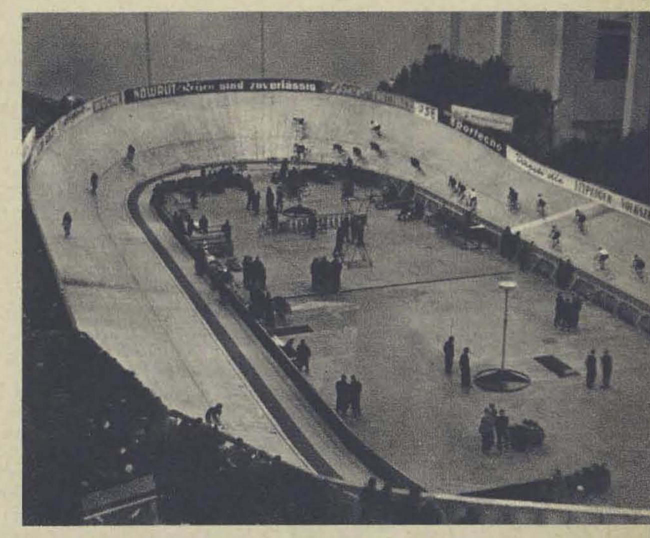
Erich Stammer, 1954 Deutscher Stehermeister und jetzt Bahntrainer beim ASK Vorwärts Leipzig, kam uns gottlob nicht dumm, als wir ihm fünf dumme Fragen stellten . . .

Nr. 1 *„Sind die Leute, die das Winterbahnpublikum ausmachen, allesamt Nachfahren der Eskimos?"*

„Wenn Sie das daraus ableiten, daß die Leute in Scharen zur Winterbahn strömen, während sie den Bahnrennen des Sommers so gut wie fernbleiben, muß ich Sie enttäuschen. Schließlich ist es hierbei so warm, daß selbst kälteempfindliche Leute diese Art ‚Wintersportveranstaltungen' getrost besuchen können. Es ist vor allem die intime Atmosphäre, die das besondere Fluidum der Winterbahn erklärt. Der Kontakt zwischen Fahrern und Publikum ist enger und persönlicher als bei anderen Rennen; der Zuschauer kann ferner jede Phase des Rennens genau übersehen und unmittelbar miterleben; dann schafft die kurze, schnelle Bahn, auf der es mitunter einen, wenn auch harmlosen, Sturz gibt, einen angenehm prickelnden Reiz; und schließlich hat der Zuschauer nirgendwo anders die Möglichkeit, seinen Idolen so nahe zu sein wie hier."

Nr. 2 *„Warum heißen die Steher Steher, obwohl sie mit 60 km/h und mehr über die Holzpiste jagen, und die Flieger Flieger, obwohl sie zum Beispiel beim Malfahren mitunter ewig währende Stehversuche machen?"*

„Steher ist die Sammelbezeichnung für alle Rennen, die hinter Führungsfahrzeugen (meist Motorräder) ausgetragen werden. Auch Dauerrennen genannt, gehen sie über Strecken von 25, 60, 100 km und erfordern von den Fahrern ein großes Stehvermögen. Daher der Name Steher. Beim Flieger ist es ähnlich wie beim Sprinter in der Leichtathle-

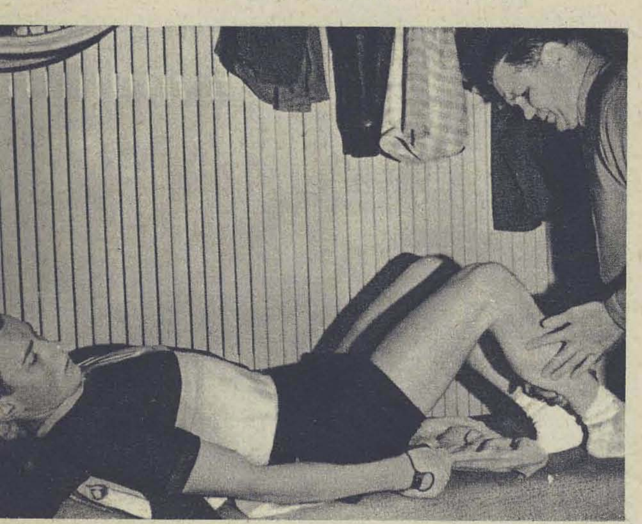


Mein Leipzig lob' ich mir – denn es hat nicht nur hübsche Mädchen, sondern auch eine von einem weiblichen Wesen (Diplomingenieur Güntner) konstruierte Winterbahn.

Weltmeister van der Meulen (Nr. 3) contra Oberfeldwebel Bleihöfer (Nr. 4). Der klare Sieg des ASK-Stehers zeigte, daß nicht der Leipziger, sondern der Holländer Blei an den Füßen hatte.

tik, d. h., er fliegt oder jagt im höchsten Tempo vom Start zum Ziel. Seine Renndistanzen sind kürzer. Übrigens leiten sich beide Begriffe vom Pferdesport ab, aus dem der Bahnradsport entstanden ist (die ersten Rennen wurden auf Pferderennbahnen durchgeführt, zum Teil sogar gegen Pferde)."

Nr. 3 *„War der Schneider betrunken, als er die Knopfleisten der Schrittmacheranzüge nach hinten setzte?"*



Zwanzig Jahre ist Unteroffizier Langner alt, aber nicht einmal zwanzig Minuten hatte er nach 500 Runden Zeit für eine wohltuende Massage.

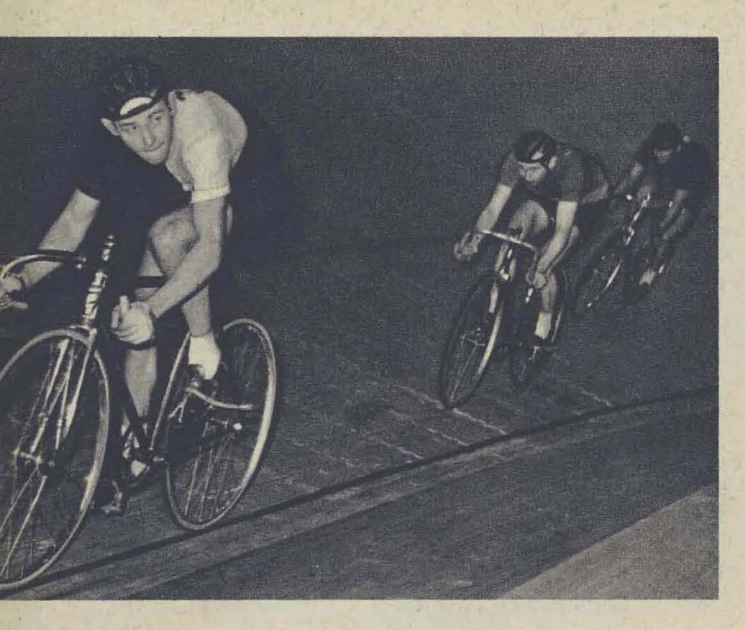
„Beileibe nicht. Das schreibt die Wettfahrordnung vor. Ginge die Kombination vorn zuzuknöpfen, so könnte der Schrittmacher während des Rennens Knöpfe öffnen; dadurch dränge Luft in den Anzug, er würde aufgebläht und der dahinterfahrende Steher hätte einen besseren Windschutz, einen günstigeren Sog. Er wäre also im Vorteil. Um das zu vermeiden, ist weiter vorgeschrieben, was der Schrittmacher unter seiner Lederkombination tragen darf und welchen Normen die Kleidung entsprechen muß."

Nr. 4 *„Weshalb pumpen die Bahnfahrer ihre Räder nicht selbst auf?"*

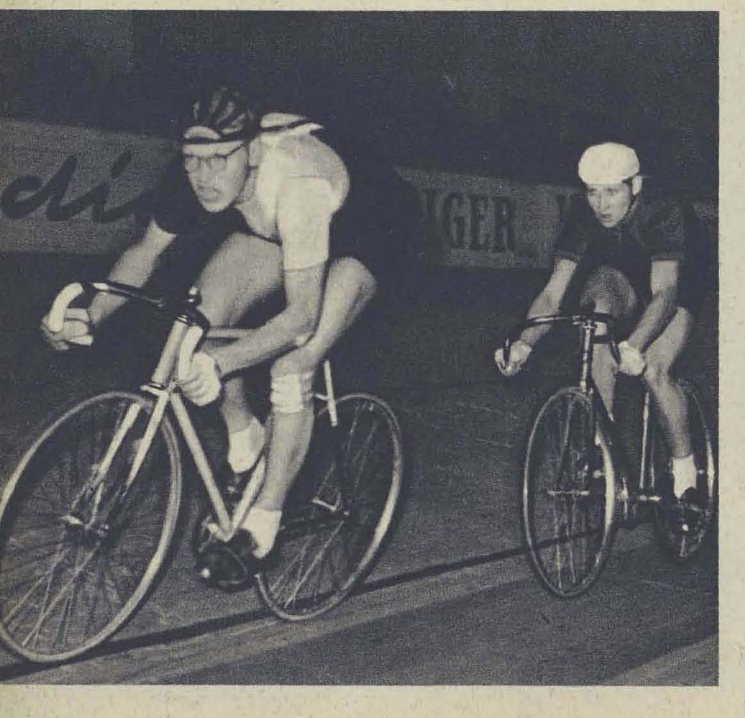
„Weil das mit einer normalen Luftpumpe wohl zu lange dauern würde. Immerhin haben Bahnreifen etwa 10 atü, also sieben mehr als ein üblicher Reifen. Deshalb verwenden wir statt der Luftpumpe einen Kompressor."

Nr. 5 *„Kriegt der Fahrer auf der kurzen Winterbahn keinen Drehwurm?"*

„Als Antwort folgendes Beispiel: Ich selbst konnte nie Karussell fahren. Auch heute wird mir dabei übel. Als ich zum erstenmal auf einer Winterbahn an den Start ging, hatte ich Angst, mir könnte es dort genauso gehen. Doch es geschah nichts. Die beiden Geraden reichen aus, um eventuelle Kreiselgefühle zu überwinden. Im Gegenteil, die Geraden kommen einem in jedem Fall unerhört lang vor, und man ist froh, wenn man endlich wieder in die Kurve kommt."



▲
Märchenfiguren aus Tausendundeiner Nacht sehen anders, siegreiche Akteure der tausendundeine Runden so aus! (Uffz. Volker Barthel und Uffz. Manfred Langner).
▼





Wenn es auf der Winterbahn nicht schon warm wäre, hierbei könnte es einem bestimmt heiß werden . . .





Angriff abgeschlagen

(Fortsetzung von Seite 52)

ßen weiter, und es schien Sinzow, als stehe er immer auf der gleichen Stelle, ohne näherzukommen oder sich zu entfernen. Schließlich tauchte der Panzer wieder auf, aber nicht vor dem Schornstein unmittelbar an der Schießscharte, wie sie befürchtet hatten, sondern wieder unten am alten Platz.

„Bei der Glätte hat er den Anstieg nicht geschafft!" sagte Sinzow erfreut und wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel aus dem Gesicht.

Erneut hob sich der Lukendeckel, für eine Sekunde erschien der Kopf eines Panzersoldaten, dann wurde die Luke geschlossen, und der Panzer fuhr ein Stückchen weiter, um seine Stellung zu ändern. Wie ein Zeigefinger hob und senkte sich das Rohr, als es auf die Schießscharte gerichtet wurde. Sinzow war nicht gerade wohl zumute. Eine Granate schlug, die Ziegel zersplitternd, unmittelbar neben der Schießscharte ein. Das nächste Geschoß wirbelte von neuem eine rote Staubwolke auf. Da, wieder ein ohrenbetäubender Einschlag, doch nun nicht mehr draußen, sondern drinnen. Eisern dröhnten die hochspringenden Blechtafeln auf, und beide waren plötzlich taub, so heftig waren sie mit den Köpfen gegen die Wand geprallt. Sinzow meinte zunächst, die Granate sei durch die Schießscharte gefahren und innen detoniert, obgleich, wäre es so gewesen, von ihm und Bajukow nichts mehr übriggeblieben wäre. In Wirklichkeit aber war das Geschoß nur am Rand der Schießscharte aufgeschlagen, es war noch draußen detoniert, und nur ein paar Splitter waren mit der Detonationswelle in den Schornstein gedrungen und hatten den Eindruck hervorgerufen, als sei die Granate drinnen detoniert. Sinzow verspürte einen dumpfen Schmerz im Hinterkopf, er stürzte ans Maschinengewehr, und im gleichen Augenblick sah er einen deutschen Panzersoldaten, der, nachdem er den Lukendeckel zurückgeworfen hatte, seelenruhig in voller Größe im Turm stand, sich die Augen mit der Hand vor den einfallenden Sonnenstrahlen abschirmte und das Ergebnis des Treffers begutachtete.

Sinzow drehte den MG-Lauf etwas herum, nahm den oberen Rand des Turms und die Schultern des Panzersoldaten ins Visier und drückte auf den Abzug. In diese leichte Bewegung legte er die ganze Kraft seines Hasses gegen die Deutschen. Der Panzersoldat knickte in der Taille ein und wäre beinahe aus dem Turm herausgefallen, doch einer zog den Toten — Sinzow war überzeugt, daß er tot war — von drinnen an den Beinen in den Panzer hinein und schlug den Lukendeckel zu. Der Panzer feuerte hintereinander noch drei Schüsse aus der Kanone ab, die aber schon ungenau lagen — nur einer von ihnen traf den Schornstein — dann machte er kehrt und fuhr wieder hinunter.

Erst jetzt verließ Sinzow das Maschinengewehr und beugte sich über Bajukow, der regungslos dalag. Er stöhnte leise.

„Was hast du, Kolja, was ist mit dir?“ fragte Sinzow, und er fühlte sich schrecklich einsam.
„Im Rücken hat's mich erwischt ... am Kreuz“, sagte Bajukow leise. Er stützte sich mit den Händen auf, die Beine gehorchten ihm nicht mehr.
Sinzow schlug den Mantel und die Wattejacke zurück, und dann sah er auf Bajukows Rücken einen nicht großen Blutfleck. Der Splitter war klein, aber er hatte die Wirbelsäule getroffen, und Bajukow konnte sich nicht bewegen.
„Mit den Händen geht's noch“, sagte Bajukow, während Sinzow ihn verband, und er bewegte die Finger. „Zieh mich ran. Die Gurte kann ich dir immer noch zureichen.“
Sinzow drehte ihn herum und zog ihn heran. Bajukow stöhnte kurz auf, trotzdem aber griff er nach einem Gurt und schob ihn mit einer kraftlosen Bewegung ins Maschinengewehr.
„Es geht noch“, sagte er. „Was nur mit den Beinen ist...“
„Das ist bloß der Schock“, sagte Sinzow, ohne sich selbst recht klar über seine Worte zu sein. Er wollte Bajukow trösten. „Das geht wieder vorbei...“
Besorgt sah er durch die Schießscharte hinaus. Er wollte die Deutschen nicht lebend durchkommen lassen, wenn sie durch die Mulde wieder in den Schußbereich kämen, doch gleichzeitig fühlte er, daß für ihn, Bajukow und ihr Maschinengewehr das Ende nur um so näher rückte, je mehr sie den Deutschen zu schaffen machten.
Zum ersten Mal dachte er jetzt daran, daß die Deutschen einen anderen Hang heraufkommen könnten und daß er und Bajukow jetzt nicht imstande waren, beide Schießscharten gleichzeitig zu verteidigen. Er stand vom Maschinengewehr auf und sprang zu der anderen Schießscharte hinüber. Der Qualm über der Ziegelei hatte sich längst verzogen, und drüben war alles stumm; wahrscheinlich waren alle tot, wie sonst sollte man sich das erklären? Er lief zurück und warf wieder einen Blick durch die Schießscharte, vor der das Maschinengewehr stand.
„Sieh doch, sieh doch nur!“ schrie er begeistert, obwohl Bajukow unmittelbar neben ihm lag und er gar nicht zu schreien brauchte.
Dort hinten am ostwärts gelegenen Rand der Mulde und ein Stück weiter am Zaun der MTS, in die die Deutschen schon eingedrungen waren, aber auch rechts auf der benachbarten Höhe, wo die beiden Züge umgekommen waren, zuckten mit schrecklichem Dröhnen Flammensäulen auf, und dichter, schwarzer Rauch breitete sich aus. Es schien, als berste die Erde unter den Füßen der Deutschen. Zwischen den Einschlägen rannten Gestalten kopflos umher, fielen in den Schnee, rannten weiter... Doch ein Einschlag folgte auf den anderen, und streifenweise erfaßten sie immer neue Abschnitte des Geländes.
Bajukow wußte, was das war; Sinzow wußte es nicht, aber er ahnte es.
„Das sind Katjuschas“, sagte er als erster. „Katjuschas...“

(Aus dem Roman „Die Lebenden und die Toten“ von Konstantin Simonow. Erscheint im Verlag Kultur und Fortschritt.)

Anekdotisches

Nicht mehr weit

Erster Seetörn eines jungen Matrosen. Es hängt ihm im wahrsten Sinne des Wortes zum Halse heraus. Selbst die alten Hasen schlucken hin und wieder. Schließlich wendet er sich an einen, dem es gar nichts auszumachen scheint. „Genosse, wie weit ist eigentlich das Land noch entfernt?“ „Etwa 200 Meter“, erhält er zur Antwort. Der junge Matrose schaut ungläubig nach Back- und Steuerbord, nach vorn und achtern. „200 Meter? In welcher Richtung?“ — „Nach unten!“

Im Vertrauen

Gefreiter Axt ist auf dem Wege zur Kaserne. Da fragt ihn ein Zivilist, auf den Stahlmast eines Rapid-Krans zeigend, den er hinter dem Objektzaun liegen sieht: „Sagen Sie mal, das ist wohl das Rohr eines neuen Geschützes?“ — Gefreiter Axt, hinter der vorgehaltenen Hand: „Im Vertrauen, das ist ein Ferngeschütz für große Brocken, 360 Grad Schwenkbereich.“ Darauf der Zivilist: „Ist ja toll. Deshalb baut ihr wohl auch die große Garage?“ Gefreiter Axt: „Falsch geraten! Die ist für unsere persischen Kampfelefanten.“


Vignetten: Harri Parschau

Er kannte sie nicht

Nachts auf Grenzposten im tiefschwarzen Wald. Der Postenführer lauscht. Rascheln — Stille! Rascheln — Stille! Es klingt fast wie Schritte. „Halt! — Grenzposten! — Parole!“ Der Unbekannte nähert sich. Erneuter Anruf. Nichts! Als der Lichtkegel der Taschenlampe eine sich zusammenrollende stachlige Kugel streift, lachen die beiden Grenzer leise auf. Der konnte die Parole nicht kennen.

Nach Adam Riese

Der Kommandant des Schulschiffes „Ernst Thälmann“ zum Offiziersschüler, der ihm seine Standortberechnung vorlegt: „Nehmen Sie sofort die Mütze ab, Genosse! Wenn Ihre Berechnung stimmt, dann laufen wir soeben in die Dresdener Gemäldegalerie ein!“



Das Rendezvous findet nicht statt

(Fortsetzung von Seite 5)

werde nicht hierbleiben, ich gehe zurück nach Westdeutschland. Es war sehr schön mit dir, aber ich muß fort.“ Der Gefreite sieht sie mit großen Augen an. „Warum? Ich liebe dich doch. Warum willst du von mir weggehen?“ — „Warum? Ich habe einen Brief von meiner Mutter bekommen. Es geht ihr nicht gut. Hängst du nicht an deinen Eltern? Ich habe Heimweh nach meiner Mutter. Und außerdem gefällt mir vieles drüben besser. Da ist viel mehr los. Schon wenn ich ans Kino oder ans Tanzen denke. Da ist alles flotter, nicht so lahm wie bei euch.“ Dieses „euch“ trifft Jürgen Vogel wie ein Hieb. Euch — sie hat sich also schon losgesagt. Soll all seine Hoffnung auf ein wenig Glück umsonst gewesen sein? Er faßt ihre Hand, streicht ihr übers Haar. „Bleib doch hier, bleib bei mir“, bittet er. „Wir werden uns unser Leben schön einrichten. Ich liebe dich doch so sehr.“

Spöttisch blickt das Mädchen ihn an. „Wenn du mich so liebst — dann komm doch mit. Dann bleiben wir zusammen. Arbeit findest du schon. Ich hab' eine Adresse in München, da habe ich schon vier anderen ...“ Sie hält mitten im Satz inne. Jürgen stutzt: „Was ist los?“ Aber Erika sagt ohne zu überlegen: „Ach, das sind Bekannte.“ Der Gefreite tritt ans Fenster, blickt in die Dunkelheit und sagt leise: „Du weißt doch, daß ich nicht mitkann. Ich bin Soldat. Ich hab' einen Schwur geleistet. Ich kann doch nicht einfach abhauen. Und drüben ... Ich gehör' doch hierher, hier sind meine Eltern, hier hab' ich meine Kumpels, wenn ich zurückkomme, soll ich auf die Ingenieurschule.“ — „So, das ist also deine Liebe zu mir. Soldat, Schwur, Ingenieurschule. Na, auch gut. Wenn dir deine DeDeEr“, sie dehnt absichtlich die Buchstaben, „lieber ist als ich, dann heirate doch sie. Ich gehe.“ Sie legt beide Hände vor das Gesicht, ein Schluchzen schüttelt sie. Jürgen setzt sich neben sie, legt den Arm um ihre Schulter. „Nicht weinen, hörst du. Vielleicht gibt's doch noch einen Weg. Selbst wenn ich wollte, wie sollte ich nach drüben kommen?“ Lange sitzen beide schweigend nebeneinander. Schließlich wendet das Mädchen ihm das Gesicht zu und fragt: „Du hast doch bis morgen früh Ausgang, ja? Komm, bleib diese Nacht bei mir ...“

Beim Morgenappell der Kompanie wird gleich eine Dienstplanänderung angesagt. Statt der Topographieausbildung soll ein Vortrag stattfinden. Vogel muß sich während der Schießausbildung mächtig zusammennehmen. Mehrmals rügt ihn der Unteroffizier Weickert wegen seiner Unaufmerksamkeit. Er versucht, sich zu konzentrieren, aber seine Gedanken schweifen immer wieder ab.

Auch als die Kompanie in den Klub eingerückt ist, hört er kaum, was der Kommandeur sagt. Heute abend um sechs will Erika vor dem Kasernentor auf ihn warten. Heute ist er zum letztenmal hier. Wann wohl das Telegramm kommen wird. Ist ja auch egal. Drin stehen wird jedenfalls: „Mutter schwer erkrankt, sofort kommen.“ Heute abend um sechs. Ich liebe Erika. In Berlin werde ich Zivil bekommen.

Fahnenflüchtiger. Wer hat das gesagt? Ach, da vorn steht einer in Zivil und spricht. „Ich glaubte. daß der Dienst als Soldat für mich zu schwer wäre. Ich wollte ein freier Mensch sein und mich nicht der Disziplin unterwerfen. Ich glaubte, es würde mir in Westdeutschland besser gehen. Deshalb desertierte ich. Ich wollte was erleben.“

Und ich, Jürgen Vogel? Aber ich will doch nur mit Erika zusammen sein. Verraten werde ich nichts. Der Mann da vorn scheint ein Zwiegespräch mit ihm zu führen. „Sofort nach meiner Registrierung wurde ich wie jeder Fahnenflüchtige den Geheimdiensten zugeleitet. Ich kam zu den Engländern nach Hildesheim. Ich verriet alles, was ich wußte.“

Jetzt hört der Gefreite gierig zu. Ihm entgeht keine Station des Leidensweges. Schwere Arbeit, ein dürftiges möbliertes Zimmer, wenig Lohn, steigende Preise. Als letzter Ausweg die Legion étrangere. Durch die Folgen der Mißhandlungen in der Legion dienstuntauglich. Schließlich in letzter Not Rückkehr in die DDR.

Immer wieder quält Jürgen Vogel die Frage: Den Weg will ich auch gehen? Ich habe geschworen. Hier bin ich zu Hause. Aber Erika? Was soll ich ihr sagen? Sie liebt mich doch auch. Aber darf man der Liebe wegen zum Verräter werden? Aber ich werde doch kein Verräter. Doch, beharrt die Stimme in ihm. Aber was soll ich denn tun? Wir lieben uns doch. Ja? Weiß ich wirklich, ob Erika mich liebt?

Was hat sie gestern gesagt? „Ich habe eine Adresse in München, da habe ich schon vier anderen ...“ Warum schwieg sie so plötzlich? Aber das kann doch nicht sein! Nein, das ist unmöglich! Aber was soll ich tun? Der dort vorne ist zum Verräter und in der Legion zum Mörder geworden. Werde ich auch so ein Lump sein? Um sechs wartet vor dem Tor Erika. Doch was ist mit den vier anderen?

Der Vortrag ist aus, langsam leert sich der Saal. Die Soldaten diskutieren erregt über das, was sie hörten. Entrüstung und Verachtung klingt aus ihren Stimmen. Vogel geht zwischen ihnen stumm der Unterkunft entgegen.

Er hat noch die Worte des Deserteurs im Ohr: „Ich verriet alles, was ich wußte.“ Ja, so ist es, bestätigt sich der Gefreite bitter, wer desertiert, wird zum Verräter. Verräter, Lump! Er verzieht sein Gesicht zu einer Grimasse. Alles ist ekelhaft. Erika! Ob sie wirklich noch anderen geholfen hat, nach drüben abzuhauen? Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ist Schweigen wirklich Gold? Helfe ich damit uns beiden?

Auf dem schier endlosen Flur werden seine Schritte immer langsamer. Vor einer Tür bleibt er schließlich stehen, zögert, klopft an. Ein energisches „Herein“. Der Gefreite tritt ein, nimmt Haltung an und sagt dann fest: „Genosse Hauptmann, ich habe Ihnen einiges über mich zu sagen ...“



HEFT 2
FEBRUAR 1962
PREIS DM 1,-

1 AR fragt für Sie
2 Postsack
4 Das Rendezvous findet nicht statt
7 Das falsche Bild
9 Die vier vom 237
12 DDR – unser Vaterland
14 Wir halten das Pulver trocken!
16 Auf dem Schlachtfeld an der Wolga
19 Männer und MiG's
25 Die aktuelle Umfrage: Heiraten – mitunter ein „Muß"?
29 Kanone mit Motor und Lenker
32 Angriff abgeschlagen
34 Militärtechnische Umschau
36 Du oder ich
39 Schnoppgeschossen
44 Wo ist die absolute Waffe?
46 Sieg des Lebens
49 Bist du im Bilde?
51 Das Foto für Sie
54 Der Sohn des Fliegers
57 Bonner Masken
58 Wenn das dumme Herz nicht wäre
60 Panzersoldaten halten Wort
62 Der Buchhalter Lenz als Bürgergardist
65 Visitenkarte des Sports
66 Nach Dienst in der Bastelecke
72 Aus der Bücherkiste
73 Fünf dumme Fragen an Trainer Erich Stammer
77 Anekdotisches

Das Redaktionskollegium · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · „Armee-Rundschau" – Magazin des Soldaten · Herausgegeben im Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postfach 6943, Liz.-Nr. 5 des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik · Erscheint monatlich, Vierteljahresabonnement 3,– DM · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für nichtangeforderte Manuskripte und Bilder übernimmt die Redaktion keine Haftung · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 2 · Gesamtherstellung: Druckhaus Einheit Leipzig III 18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß dieses Heftes: 7. Januar 1962

Fotos: Gebauer (37) Titel, Rücktitel, S. 8, 9, 10, 11, 19, 20, 21, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 39, 40, 41, 73, 74, 75; Bedau (1) S. 12; Zentralbild (9) S. 6, 14, 15, 22; John (1) S. 64; Rosenkranz (1) S. 28; Bahr (1) S. 37; MBD (3) S. 51; Nasierowska (1) S. 53; Progreß (6) S. 54, 55, 56; Archiv (22) S. 7, 17, 38, 48, 49, 50, 60, 61, 66.

TITELBILD: U-Boot-Jäger der Volksmarine. Ausgerüstet mit hochempfindlichen Ultraschall-Ortungsgeräten ist dieses Schiff ausgezeichnet für die U-Boot-Abwehr geeignet



Eva-Maria Hagen

Es ist selten, aber ein Mädchen ist unter den Jungen, die Schlosser lernen. Schlosseranzug und Ölflecke, Attribute dieses Berufs, zieren auch ihre Gestalt. Alle haben Eva gern, besonders, weil sie so nett Gitarre spielt.
Hätte vor Jahren ein Reporter die Lehrwerkstatt des RAW Wittenberge besucht, wahrscheinlich wäre der Anfang seiner Arbeit so ausgefallen wie Jahre später

STAR-Palette

eine Szene aus dem Fernsehfilm „Flitterwochen ohne Ehemann". Vom Schlosserlehrling zum Film, das gäbe es nicht? Frau Eva-Maria Hagen hat sich erst in der Schlosserzunft umgesehen, ehe sie an der Schauspielschule studierte. Manch alter Meister würde sagen: „Seht, was aus einem Schlosser werden kann!"
In der Tat, Evas Gesellenstück als Traudel, die man nicht vergessen sollte, ließ auf viele Meisterstücke hoffen. Natürlich kann man die Arbeit einer Künstlerin nicht mit Schub- und Gewindelehre messen. Aber als erste Frau einen festen Vertrag mit dem Deutschen Fernsehfunk zu haben, seit einigen Jahren am Maxim-Gorki-Theater in Berlin zu spielen und auch in den DEFA-Ateliers nicht fremd zu sein, ist eine beachtliche Norm. Viel freie Zeit bleibt da nicht übrig für Frau Hagen. Ab und zu Gitarre zu spielen ist ihr Hobby. Wasser und Wald liebt sie und schwimmt leidenschaftlich gern. Daß auch noch Zeit ist, um als Gasthörer der Humboldt-Universität Literatur zu studieren, spricht für Frau Hagen.
Unser alter Meister würde sagen: „Man lernt nie aus!" Jeder Rolle gerecht zu werden, ist das Anliegen von Eva-Maria Hagen. Als sie bei Aufnahmen für einen Film mit einer Einheit der NVA zusammentraf, durfte sie mit der Pistole schießen. Mit „befriedigend" erfüllte sie die erste Übung. Ein Ergebnis, das sogar den Kommandeur zu Komplimenten veranlaßte, der vorher ihrem Kommen recht skeptisch entgegensah.
Wir aber wollen uns nicht bei Komplimenten aufhalten. Wir wünschen uns für Frau Hagen viele gute Rollen und daß wir sie in einem Film sehen können, der von uns, der Nationalen Volksarmee und ihren Soldaten, erzählt.



Momentchen. Wie wird doch der große Fallschirm geöffnet?



Übersetzen mit Hilfsmitteln

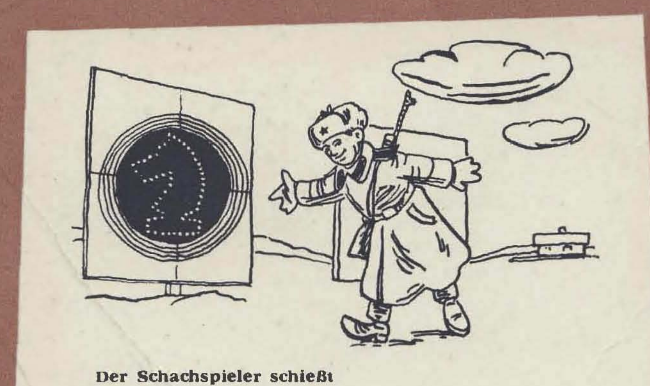


Der Ausweg. „Genosse Hauptfeldwebel! In wenigen Minuten ist Gefechtsappell und in Ihrer Kompanie sind Unrasierte."
„Kompanie hört auf mein Kommando! Gasmasken auf!"



HUMOR

aus Sowjetski Woin



Der Schachspieler schießt





Zwei Wettbewerbe.
Er holte das Letzte aus sich heraus und wurde Sieger.
Er holte das Letzte aus ihm heraus und war der Verlierer.

